



Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 4.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1880]

Die Schwestern.

Roman von W. Kautsky.

(3. Fortsetzung.)

Wie man sichs denken kann, war der Empfang des Herrn Onkels nichts weniger als liebenswürdig, und doch nicht ganz so schlimm, als ihn Fritz erwartet hatte. Es gewährte dem Dechant eine gewisse Befriedigung, daß Fritz, da er im kirchlichen Fache durchgefallen war, nun auch in einem weltlichen nichts zu leisten vermochte. Er sagte ihm, er wolle noch einen Versuch, einen Lehren mit ihm machen, ehe er von ihm, als von einem Taugenichts, seine väterliche Hand für immer abziehe. Er werde ihn in der herrschaftlichen Kanzlei als Schreiber unterbringen. Ein Jahr müsse er natürlich als Volontär ohne Bezahlung dienen, im nächsten werde er indeß schon ein kleines Salär erhalten. Bis dieser Fall einträte, wolle er ihn mit allem Nöthigen, wie er bisher gethan hatte, versehen.

Fritz willigte ein. Aber schon nach den ersten Wochen fühlte er, daß er es bei dieser geisttödtenden, rein mechanischen Beschäftigung nicht werde aushalten können.

Er begann, sich die Zeit und Langeweile, denn es gab nicht allzuviel zu thun, aber die Kanzleistunden mußten strenge eingehalten werden, mit kleinen Federzeichnungen zu vertreiben, die er auf ein mitgebrachtes Papier, das er auf seine steifgebundenen Schreibhefte legte, hinkritzelte. Er ließ da ganz seiner Laune die Zügel schießen und komponirte das tollste Zeug, wobei es freilich nicht fehlen konnte, daß die Herren Beamten selber darin figurirten. Er ward aber dabei ertappt und ihm energisch bedeutet, daß man solchen Unfug in einer herrschaftlichen Kanzlei nicht dulden könne. Was sollte er thun, er mußte sich darein ergeben, und von da an machte er's wie die andern, er ließ sich von der Schwüle der Hochsommernachmittage in einen süßen Schlaf lulen, aus den ihn nur von Zeit zu Zeit die Zubringlichkeit der Fliegen weckte, was ihn jedoch nicht hinderte, immer wieder einzunicken, um erst am Ende der Kanzleistunden mit einem unendlichen Gähnen völlig zu erwachen.

Das dauerte so bis Mitte August, dann fand er, daß er genug geschlafen habe und daß es ihm unmöglich sei, dies Hamsterleben noch länger fortzusetzen.

Er packte eines schönen Morgens sein Känzlein, schrieb einen rührenden Brief an seinen Herrn Onkel und verließ, noch ehe dieser erwacht war, dessen Haus, mit dem Vorsatz, nimmer dahin zurückzukehren. Zwei Silberthaler war alles, was er an irdischem Mammon sein eigen nennen konnte und mit sich fortnahm.

Er machte sich gar keine Vorstellungen über das zunächst zu ergreifende, er wollte den Zufall walten lassen; er fühlte sich zu

jeder Arbeit aufgelegt und wollte sich nichts bewahren, als die Freiheit, wieder davon zu gehen, sobald es ihm beliebte. Aber früher als er erwartete, sollte er eine Thätigkeit finden und zwar in einem Berufe, der ihm völlig neu war und an den er bisher nicht einmal gedacht hatte.

In dem Gasthause, in dem er an diesem Abend zu übernachten beschloß, fand er eine zahlreiche Gesellschaft. Eine wandernde Schauspielergruppe, die hier einige Vorstellungen geben wollte, und um welche sich bereits einige ländliche Protektoren gesammelt, hatte sich hier niedergelassen. Als Fritz eintrat, ward er sofort von allen gemustert; die schöne Figur, der ausdrucksvolle Kopf schien die allgemeine Aufmerksamkeit erregt zu haben.

„Das wäre ein Held und Liebhaber,“ hörte er sagen. Er verstand nicht, was das heißen solle und bestellte Brod und zwei weiche Eier. Auf die Frage, ob er Bier oder Wein wünsche, antwortete er in einem etwas ungewissen Ton, daß er nur Wasser vertragen könne.

Diese Frugalität schien die übrigen zu einer Vertraulichkeit zu berechtigen. Er ward von denen am großen Tisch eingeladen zu ihnen zu kommen.

Es wäre doch zu dumm, wenn er sich da allein mopsen sollte, er sei gewiß auch ein lustiges Haus und solle darum zu ihnen halten.

Fritz sagte nicht nein; er begab sich hinüber und war bald der fidelsten einer. Er lachte über die alten komödiantischen Anekdoten und Späßchen, die er zum ersten male hörte, aus vollem Halse. Alle Aufforderungen, mitzutrinken, lehnte er indeß beharrlich ab und verblieb in stolzer Genügsamkeit bei seiner Wasserkur. Bald wußte man von ihm, daß er sich in jener gesellschaftlichen Unabhängigkeit befinde, die aus Mangel jeder Beschäftigung und jedweden Besitzes hervorzugehen pflegt.

Der Bagabund wurde hierauf als einer der Ihren angesehen und schon eine Stunde später als neugeborenes Mitglied beglückwünscht.

Man spielte bei dieser Truppe auf Theilung, wobei dem Direktor in seiner dreifachen Eigenschaft als Direktor, Regisseur und Schauspieler drei Theile, seiner Frau und seinen beiden Töchtern ebenfalls drei Theile zufielen.

Fritz Berger sollte, obwohl Anfänger, auch seinen Theil erhalten wie die übrigen. Am nächsten Abend wollte man die Räuber aufführen und er sollte darin den Karl spielen, den er, wie er sagte, auswendig konnte. Da die Mitglieder sich den

Tag über irgend einer nützlichen Beschäftigung hingeben mußten, weil sie von ihrer Kunst nicht leben konnten, so pflegte man nur von neuen Stücken Probe zu halten. Hier wollte man sich mit einer Szeneprobe begnügen, in der die unter den Dorfbewohnern geworbenen Räuber gedrillt werden sollten. Trotz dieser mangelhaften Vorbereitungen führte doch Fritz seine Rolle, nach dem Beifall zu urtheilen, den ihm das Publikum spendete, brillant durch. Er brüllte sie so wacker herunter, daß er schon im 3. Akte total heiser war. Was ihm von da an Stimme abging, suchte er durch lebhaftes Spiel zu erreichen, wobei sich's traf, daß er mit einigen neu aquirirten Räubern ziemlich schlecht umging, was diese, die, wie sie sagten, nur aus guten Willen sich mit dem Komödiantenpaar eingelassen, nicht ungestraft hingehen lassen wollten, sodas es bald zu einer Prügelei auf offener Szene gekommen wäre.

Auch die Mitglieder beklagten sich über den Debitanten. Keinen hätte er ausreden lassen, niemals das Stichwort abgewartet, und er hätte natürlich allen Applaus allein geerntet, da er das Stück allein gespielt habe. Uebrigens nehme er es mit seiner Wildheit so ernst, daß neben ihm niemand seines Lebens sicher sei. Kurz, die Rabalen und Intriguen begannen für ihn schon nach diesem ersten Erfolg, und sie hätten ihn vielleicht von selbst vertrieben, wenn der Direktor nicht nach einigen minder gut besuchten Vorstellungen erklärt hätte, die Gesellschaft nicht länger beisammen halten zu können, und sich hierauf zuerst aus dem Staube gemacht hätte.

Die übrigen verschwanden gleichfalls, man wußte nicht wohin, und so blieb nur Fritz übrig, den man plötzlich für die zurückgelassenen Schulden seiner Kameraden verantwortlich machen wollte. Da er mit Leichtigkeit beweisen konnte, daß er kein Geld habe, um zu bezahlen, ward ihm von dem Wirth die Thür gewiesen. Er ging. Vorher verbrannte er noch einen Brief seines Onkels, der von seinen theatralischen Heldenthaten Nachricht erhalten und es für seine Pflicht erachtet hatte, ihm Kund zu thun, daß er von einem Menschen, der sich einem so schändlichen Gewerbe in die Arme geworfen habe, nichts mehr wissen wolle und ihm noch obendrein seinen Fluch nachsandte.

Fritz wanderte trotz dieser geistlichen Belastung lustig weiter. Das Thal, durch das der schäumende Bergstrom schoß, war so schön, der Himmel so blau, die Luft so würzig milde. Seine Armuth raubte ihm nicht den künstlerisch genießenden Sinn. Alle Augenblicke blieb er stehen, eine Felsparie, eine Gruppe Bäume, einige in wilder Ueppigkeit aufsprießende Gräser und Disteln betrachtend. Er nahm dann unwillkürlich sein Skizzenbuch heraus und zeichnete das, was sein Auge durch malerische Wirkung entzückt hatte.

Ein bißchen Milch und Brot, das ihm die Bauern gutwillig gaben, oder für welche er sie porträtirt, reichte für seinen Lebensunterhalt, aus und es vermehrte seinen Frohsinn und seine gute Laune, als er inne ward, mit wie wenigem sich der Mensch begnügen und dabei glücklich sein könne. Ach, wenn nur der Himmel gleichfalls seine Heiterkeit bewahrt hätte, wenn er immer so süßlich blau auf ihn herabgelächelt, die Sonne immer so warm geschienen hätte, die Nacht so lau und lind geblieben wären, und wenn er dabei immer Milch und Brot gehabt hätte, er wäre so fort gepilgert, sein Skizzenbuch in der Hand, dem Süden zu. Dort sind solche Existenzen nichts ungewöhnliches, aber unser Norden kennt keine Poesie der Armuth, und als es Mitte September geworden und es zu regnen und zu stürmen begann, und als der Aufenthalt im Freien unmöglich und der unter Dach und Fach nicht immer umsonst zu haben war, da fühlte er mit einem male das ganze Glend seiner Lage und daß er aus ihr herauskommen müsse, so bald wie möglich. Er war sieben Stunden von Waidingen entfernt. Dort vermuthete er seinen Freund Alfred, der während der Ferienmonate seine Schwestern besuchen wollte. Zu ihm gedachte er zu gehen, bei dem älteren Freunde sich Rath zu holen. Er führte das Vorhaben aus. Es war ein kühler, regendrohender Herbstnachmittag, als er mit verstaubtem Rocke und zerfetzten Stiefeln, Haar und Bart verwildert, einen Knotenstock in den magern gebräunten Händen, an die Thür der Schwester Depauli pochte und nach dem Bruder fragte. Er sei nicht hier, ein Freund habe ihn auf sein Landgut geladen und er wäre deshalb nicht gekommen, berichtet Minna. Einen Augenblick senkten sich seine Augen, und seine Brust hob sich wie unter einem Seufzer, dann grüßte er die beiden Mädchen und wandte sich wieder der Thüre zu. Minna, die einen Augenblick unschlüssig gewesen, trat ihm entgegen, ihr mitleidiges Herz hatte

alles errathen: sie bat ihn, noch zu verweilen. Sie führte ihn in das Stübchen, das für den Bruder bereitgehalten war und zeigte ihm dort sein eigenes wohlgetroffenes Bildniß, das an der Wand hing. Er sei ihnen kein Fremder mehr, setzte sie freundlich hinzu, vielmehr als der beste Freund ihres Bruders, ein Wohlbekannter, drum möge er sich's vorläufig hier gefallen lassen, sich ausruhen und stärken. Fritz nahm dies Anerbieten mit lebhafter, dankbarer Freude an. Er bat um die Erlaubniß, von hier aus an seinen Freund zu schreiben und dessen Antwort abwarten zu dürfen. Schon am nächsten Tage hatte er Minna all seine Erlebnisse mitgetheilt. Sie hieß ihn bleiben. Sie fragte in ihrer Herzsgüte nicht darnach, ob dies auch passend sei, und wie die bösen Zungen des Städtchens das Vorkommniß beurtheilen, ja verurtheilen würden, sie dachte in ihrer Unschuld nicht einmal daran, und hätte man sie darauf aufmerksam gemacht, sie hätte den Gedanken, daß dieser Jüngling mit den treuherzigen Augen, die Gastfreundschaft, die sie, die selbst Armen und Bedürftigen, ihm gewährt, je mißbrauchen könnte, mit Entzückung zurückgewiesen. Und sie hätte recht gehabt.

Alfred schrieb zurück, er rathe Fritz, bis er etwas Besseres gefunden, in Waidingen zu bleiben und die Arbeiten auszuführen, welche man ihm, im Falle er hierher gekommen wäre, hatte übertragen wollen. Diese, die Reparatur einiger Fresken der hiesigen Kirche, seien zwar nicht bedeutend, der kleine Verdienst würde ihn aber doch über die erste Zeit hinausheften und es wäre immerhin möglich, daß weiteres folgen würde.

Er überschickte ihm gleichzeitig ein Schreiben, welches er bei dem Herrn Bürgermeister, welcher auch der Vormund seiner Schwester war, abgeben sollte und worin er Fritz Berger, seinen erprobten Freund, demselben auf das wärmste empfahl. Fritz erhielt die Arbeit, und da er dem Herrn Bürgermeister versicherte, er werde ihn und seine Frau Gemahlin umsonst porträtiren, so zeigte sich dieser ihm so wohlgeimnt, daß er ihn auch als Miethsmann bei seinen Mündern acceptirte. Seitdem war ein halbes Jahr verflossen. Er hatte außer dem Herrn Bürgermeister noch einige andere Celebritäten des Ortes gemalt, billig natürlich, dann das Hündchen einer alten Jungfer, einige Schießscheiben und Schilder zc. Sobald er etwas verdiente, gab er ziemlich viel aus, dann lebte er wieder wochenlang fast von nichts, ohne sich darüber zu beunruhigen. Diese Sorglosigkeit lag eben in seinem Wesen. Er rechnete überhaupt nie, der gute Fritz, und Minna war gerade so freigebig und genügsam, ebenso der Freunde bedürftig und die schwere Noth des Lebens so leicht ertragen wie er. Die beiden hatten sich wohl vom ersten Augenblick an geliebt, sie hatten die Gegenseitigkeit ihrer Neigung empfunden und dies hatte ihr Herz mit bisher nicht gekannter Wonne erfüllt, aber sie hatten es lange nicht gewagt, dieselbe einander zu gestehen. Fritz fühlte nur zu gut, welche Delikatesse ihm dies nahe Zusammenwohnen den Mädchen gegenüber auferlegte, überdies war er ja so ein ausichtsloser armer Teufel, daß er gar nicht daran denken durfte, sich ein Bräutchen zu erwerben. Seit einigen Monaten aber hatte sich ihm eine neue Zukunft in glückstrahlender Perspektive eröffnet. Er hatte entdeckt, daß er eine herrliche Tenorstimme habe, und seitdem stand es bei ihm fest, diese elende Schmiererei, gegen die er jetzt nur mit Verachtung erfüllt war, vollends an den Nagel zu hängen und Opernsänger zu werden. Er wurde Quisens Schüler und sie zeigte sich von seinen Fortschritten sehr befriedigt. In dieser jugendlichen Hoffnungsfreudigkeit hatte er nun vor einigen Wochen der Geliebten sein Herz entdeckt und sie hatte mit dem Gesändniß ihrer Gefühle nicht zurückgehalten. Die beiden waren von diesem Glücke wie berauscht, aber was sie sich jetzt voll übermüthiger Seligkeit nicht oft genug wiederholen konnten, vor allen andern sollte es noch ein Geheimniß bleiben; sie hatten sich's feierlich zugelobt. Die Thörichten! jeder ihrer Blicke, die sie sich schenkten, mußte sie verrathen. Heute war auf diesen Liebesjonnenschein plötzlich ein trüber Wolkenschatten gefallen — und selbst die so optimistische Minna räsonnirte in diesem Augenblick, wo sie all diese Erinnerungen an sich vorübergehen ließ, daß auf Erden kein volles Glück zu finden sei.

Aber ihre Augen blickten doch schon wieder, frei von Thränen, zu dem Bilde des Geliebten auf, und ihre Lippen, mit denen sie jetzt ihre Fingerpißen küßte, und ihm mit diesen einen Kuß zusendete, lächelten voll inniger Zärtlichkeit. Dann völlig der realistischen Gegenwart und ihren Forderungen sich zuwendend, räumte sie rasch das Zimmer auf und betrat hierauf mit dem Lichte in der Hand ihr eignes Gemach, dieses sorgfältig hinter sich

abschließend. Sie bemerkte, daß Amalie über ihrer Arbeit eingeschlafen war. Das müde Köpfchen war gegen die Brust geneigt, die Hand, welche die Nadel gehalten, hing schlaff herab, während diese selbst am Faden hin- und herbaumelte. Eine sanfte Röthe war über dem zarten Kindergesichtchen ausgegossen, welches die dunkelblonden Flechten so schön umrahmten. Minna ging auf sie zu und berührte leise ihre Hände, sie fühlten sich eiskalt an. Malchen fuhr auf und die Augen gewaltsam öffnend, suchte sie sich zu fassen und wollte weiter arbeiten, aber Minna führte die Schlaftrunkene zum Bette und löste ihre Kleider. Malchen wehrte sich nicht und als sie bald darauf unter der Decke lag, that sie einen Seufzer tiefinnersten Behagens, und mit einem Blick voll Dankbarkeit sagte sie: „Gute Nacht, Minna,“ dann legte sie sich auf die Seite und in der nächsten Minute hörte man die tiefen gleichmäßigen Athemzüge der wieder Eingeschlafenen.

Minna setzte sich zur Arbeit. Es war nur etwas über neun und sie war gewohnt, bis Mitternacht zu arbeiten. Die Nadel flog flink auf und nieder, bei ihrem jedesmaligen Durchstechen der in den Rahmen gespannten Leinwand ein hartes, prasselndes Geräusch verursachend. Von Zeit zu Zeit, wenn die angestrengten und verweinten Augen zu brennen anfingen, hielt sie einen Augenblick inne, hauchte in die hohle Hand und legte diese hierauf über die Augen. Man hatte ihr gesagt, daß dies die müden Augennerven wieder beleben solle, sie fand es nicht bestätigt. Dann sah sie wieder einmal auf die eintönig tippende Uhr, die einviertel und dann einhalb schlug. Plötzlich fuhr sie in die Höhe, es war ihr, als taste jemand von außen an der Thür herum, und jetzt vernahm sie ein leises, ganz leises Pochen. Wer kann das sein, dachte sie, so spät? Fritz hat doch nicht seinen Schlüssel verloren? Sie näherte sich der versperrten Thüre.

„Wer ist's?“ fragte sie mit unterdrückter Stimme, — sie wollte Malchen nicht wecken.

Eine zarte Flüsterstimme antwortete: „Nach' auf, ich bin's, Marie.“

Im Augenblick war der Schlüssel umgedreht, die Thür öffnete sich und Marie überschritt die Schwelle.

„Du, und allein!“ rief Minna, aufs höchste überrascht.

„Pst!“ machte Marie, den Finger an den Mund legend und einen Blick nach dem Bette werfend, in welchem Malchen, im Schlafe murmelnd, sich soeben umgewendet hatte. „Pst, wecke die Kleine nicht; ich wollte — nur einige Worte mit dir —“

Minna faßte sie bei der Hand und leise auftretend führte sie sie zum Tische, wo sie ihr einen Stuhl anwies und hierauf selbst so nahe wie möglich an ihrer Seite Platz nahm. Forschend sah sie ihr ins Antlitz.

„Was ist's denn, ist etwas vorgefallen?“

„Nicht das Geringste,“ erwiderte ihre Freundin, ihre Stimme herabdämpfend, „aber ich wußte, daß die Unruhe, die Sorge um den Bruder dich nicht schlafen läßt — und darum“ — sie hielt einen Augenblick wie verlegen inne, dann, sich noch näher zu ihr hinbiegend, sagte sie hastig, fast ohne Athem: „Minna, du weißt garnicht, wie gut ich dir bin, wie alles, was dir wehe thut, auch mich berührt, und wie gern ich in deinem jetzigen Kummer“ — sie stochte.

Minna ergriff ihre Hand. „Du bist gekommen, um mich zu trösten, du gutes Herz.“

„Ja, aber auch helfen möchte ich dir.“

„Wieso helfen, Marie?“

„Nun,“ flüsterte Marie, „es muß dir doch alles daran liegen, deinen Bruder wiederzusehen, ich meine selbst, es kann dies nicht rasch genug geschehen, — in seinem Zustande — wie sehr bedarf er einer treuergebenen Seele.“

„Nicht wahr, du fühlst das auch!“

„Ganz so, wie du, und daß es nicht verschoben werden darf.“

„Ich will, ich muß gleich morgen, wenn nur —“

„Die Tante diese Einsicht hat,“ fiel Marie in erregtem Tone ein, wobei sich ihre Stimme ein wenig stärker hob; sie bemerkte es, und sich sogleich mäßigend, fuhr sie wieder mit halber Stimme fort: „Ich fürchte sehr, sie wird morgen mit noch kälteren Augen die Sache ansehen und dir die Reise erst recht widerrathen; so gut sie auch sonst ist, für solche Leiden hat sie kein Verständniß.“

Minna drückte die Hände ineinander.

„Nein, sie hat kein Verständniß,“ wiederholte sie bestimmt „aber was soll ich thun? Ich müßte —“

„Beruhige dich, ich bin gekommen, dir zu sagen, daß nichts dich zurückhalten darf, du reitest jedenfalls, und wenn dir die Tante das Geld nicht gibt, so“ — sie zog in Hast ein Stui-

unter dem ungeworfenen Mantel hervor, — „nimm und verkaufe dies, es wird die Reise decken.“

Minna nahm es überrascht entgegen und es vor sich auf den Tisch stellend, öffnete sie dasselbe.

„Eine Münze von Gold!“ rief sie.

„Pst, nicht so laut,“ mahnte Marie, die sich erhob und ihr über die Schulter sah. „Es ist mein Eigenthum, ein Geschenk, glaube ich, meines Vathen, ich habe es unbenutzt im Kasten liegen; es soll zehn Dukaten schwer sein, soviel mußt du wenigstens dafür erhalten.“

Minna schüttelte den Kopf.

„Das kann ich nicht nehmen.“

Marie sah sie mit großen Augen an.

„Nicht?“ fragte sie mit einiger Heftigkeit. „Aber es handelt sich um deinen Bruder; es gilt vielleicht ein Unglück zu verhüten, und du weißest dies zurück, du spielst die Empfindliche mir gegenüber? Aber dann ist dir dieser Bruder nicht so theuer, als du sagst, dann liebst du ihn nicht.“

Minna nickte ihr zu: „O, du hast recht, wie könnt' ich zaubern, ich nehms von dir und danke dir dafür aus ganzer Seele, und Alfred selbst, wenn er erfahren wird, was für ein gutes, edles Herz für ihn —“

Marie unterbrach sie erschreckt.

„Für ihn, sagst du? O nein, ich thue das nicht für ihn, das darfst du nicht glauben, das ist nicht wahr, ich th' es für dich, weil ich's nicht ansehen kann, wie du dich härmst —“

Sie hielt in lieblicher Verwirrung inne, als sie das kleine, schalkhafte Lächeln bemerkte, das Minna's Lippen kräuselte und in ihren Augen sich aussprach. Diese nahm sie um den Hals und flüsterte ihr ins Ohr:

„Doch auch für ihn, ein wenig, ein ganz klein wenig, wie? Was thut's, du bist ja keine alte Tante, die für solche Fälle kein Verständniß hat, du hast's, du hast's, gesteh's.“

Marie senkte die Augen. „Nun ja, man hat doch Mitgefühl für alle guten Menschen, aber“ — ihr Ton wurde ernst und dringlich — „du darfst ihm das nie und nimmermehr verrathen.“

„Wenn's aber nur allgemeine Menschenliebe —“

„Einerlei, er darf es nicht erfahren, daß ich dir das gegeben habe, es ist nur unbedeutend, freilich, und dennoch will ich's nicht, du darfst's ihm nicht erzählen und niemanden; versprich es mir, versprich mir's feierlich.“

Sie hielt ihr die Hand hin, Minna erhob mit schalkhaft übertriebener Wichtigkeit die ihre.

„Ich verspreche es feierlich.“ Ein kräftiger Handschlag besiegelte dies Uebereinkommen, dann küßte Marie ihre Freundin.

„Und nun leb' wohl.“

„Du gehst schon?“

„Muß ich denn nicht? Ich bin fortgegangen, ohne es zu sagen, ich habe den Augenblick benützt, als Elvira sich zum Piano setzte und Mama auf dem Sopha eingenickt war. Ich bin gelaufen, so schnell ich konnte, — aber nun muß ich auch zurück, Adieu!“

„Du wagst dich so heraus in Nacht und Sturm, — wie unvorsichtig.“

„Das thut mir nichts.“

„Und nur um meinetwillen?“

„Nur um deinetwillen, du wirst es doch glauben, — und jetzt halte mich nicht länger auf.“

Auf den Beheuspitzen schritt sie der Thür zu. In dem Augenblick vernahm man rasche, kräftige Fußtritte, die über den Korridor kamen und sich der Thür näherten; gleich darauf ertönte ein starkes Klopfen. Die beiden Mädchen schreckten zusammen und wechselten einen Blick, der ebensoviel Ueberraschung als Beklemmung ausdrückte.

„Was ist's?“ rief Malchen, die, unjansft aus dem Schlafe geweckt, sich hastig aufsetzte und sich in angstvoller Verstörtheit die Augen rieb.

„Fritz's Berger?“ flüsterte Marie, ihre Freundin vorwurfsvoll anblickend.

Diese trat einen Schritt zurück, indeß ein schamhaftes Roth auf ihren Wangen aufloderte.

„Wie kannst du das glauben, Marie, Fritz Berger kommt nie des Abends zu uns, und in dieser Weise würde er es niemals wagen.“

„Aber dann — wer kann das sein? Und — ach Gott — die Thür ist nicht einmal verschlossen.“

(Fortsetzung folgt.)

Wasserversorgung und Wasserreinigung.

Von Rothberg-Lindener.

(Schluß.)

Für die bis in die jüngste Zeit häufig und in größtem Maßstabe ausgeführte Wasserversorgung aus Flüssen sind vor allen andern die allerdings sehr gewichtigen Gründe der ohne Schwierigkeit auszuführenden Wassergewinnung und eine fast absolute Sicherheit in Bezug auf die benötigte Menge die ausschlaggebenden gewesen. In den Fällen, wo dieses Wasser ausschließlich nur zu Arbeitszwecken gebraucht wird, wäre auch dagegen garnichts einzuwenden. Es ist aber ein kostspieliges und unrationelles Verfahren, wenn das Trinkwasser daneben noch auf andrem Wege beschafft werden soll.

Soll indeß das Flußwasser gleichzeitig mit als Trinkwasser benutzt werden, so treten den angeführten Vortheilen auch sehr erhebliche Nachteile gegenüber. Zunächst sind die Temperaturschwankungen eines Tagewassers, das schon längere Zeit mit der freien Luft in Berührung war, und daher während des ganzen Jahres den Wärmeveränderungen der Atmosphäre folgt, im Winter den Gefrierpunkt wenig überschreitet, im Sommer bis einige zwanzig Wärmegrade aufweist, für den menschlichen innerlichen Gebrauch eine höchst unangenehme, oft geradezu abschreckende Beigabe. Dazu kommt ferner, daß, wenn dieses Wasser infolge längerer Berührung mit der Luft das etwaige Uebermaß seines Gehaltes an kohlen-

säuren Verbindungen von Kalk und Magnesia verloren hat, dieses Weichsein doch oft bis zu solchem Grade fortgeschritten ist, daß es unserm Geschmack, dem eine größere Härte eher zusagt, widerstehen kann. Ueberhaupt aber ist der Gehalt an festen Stoffen ein häufig wechselnder, je nachdem dem Flusse durch Niederschläge in dieser oder jener Gegend feines Quell- oder Zuflußgebietes mit dem Wasserzugang gelöste sowohl, als suspendirte, von der Erdoberfläche herrührende Substanzen zugeführt worden. Endlich tritt noch dazu die fast unvermeidliche Verunreinigung der Flüsse durch Abwässer aus an den Ufern liegenden Städten, die organische und faulende oder fäulnißfähige Stoffe in Masse enthalten, sowie oft auch durch ganz fremde und schädliche chemische Substanzen, die aus Fabriken herrühren.

Das Thema der Verunreinigung der Flüsse durch Abwässer aus größeren Städten hat in den letzten Jahren zu lebhaften Verhandlungen und Kontroversen zwischen Vereinen, städtischen und Staatsbehörden geführt. Bekannt ist der Fall anlässlich der beabsichtigten Kanalisierung von Köln, da das preussische Staats-

ministerium, gestützt auf das Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für Medizinalwesen die Einleitung der menschlichen Fäkalstoffe in Flüsse für unstatthaft im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege erklärte. Der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege dagegen fand ein solches Verbot als höchst beunruhigend für eine große Zahl von Städten und sprach sich sowohl gegen die Nothwendigkeit als gegen die Möglichkeit einer strikten Durchführung dieser Verordnung aus. Er hält dafür, daß

gesundheitsgefährliche Einwirkungen von verunreinigten Flüssen auf die Anwohnerschaft bis jetzt weder durch direkte Forschung noch durch die medizinische Statistik nachgewiesen seien. Die Fäulnißprodukte sollen je nach der Größe des Flusses durch die geschehene Verdünnung mehr oder weniger rasch abnehmen. Ferner sei die so gefürchtete Uebertragung von Krankheitskeimen, die durch städtische Kanäle ins Flußwasser gelangten und vielleicht anderwärts getrunken würden, bis jetzt ganz hypothetisch. Die neuesten Forschungen von Pettenkofer und Nägeli sprächen eher gegen als für die Uebertragung von Infektionsspitzen durch Wasser oder durch excrementelle Massen. Ueberdies bildeten die ungehindert in den städtischen Kanälen den Flüssen zugeführten sonstigen flüssigen Schmutzmassen gegenüber den gefürchteten



Karl Lebrecht Immermann. (Seite 51.)

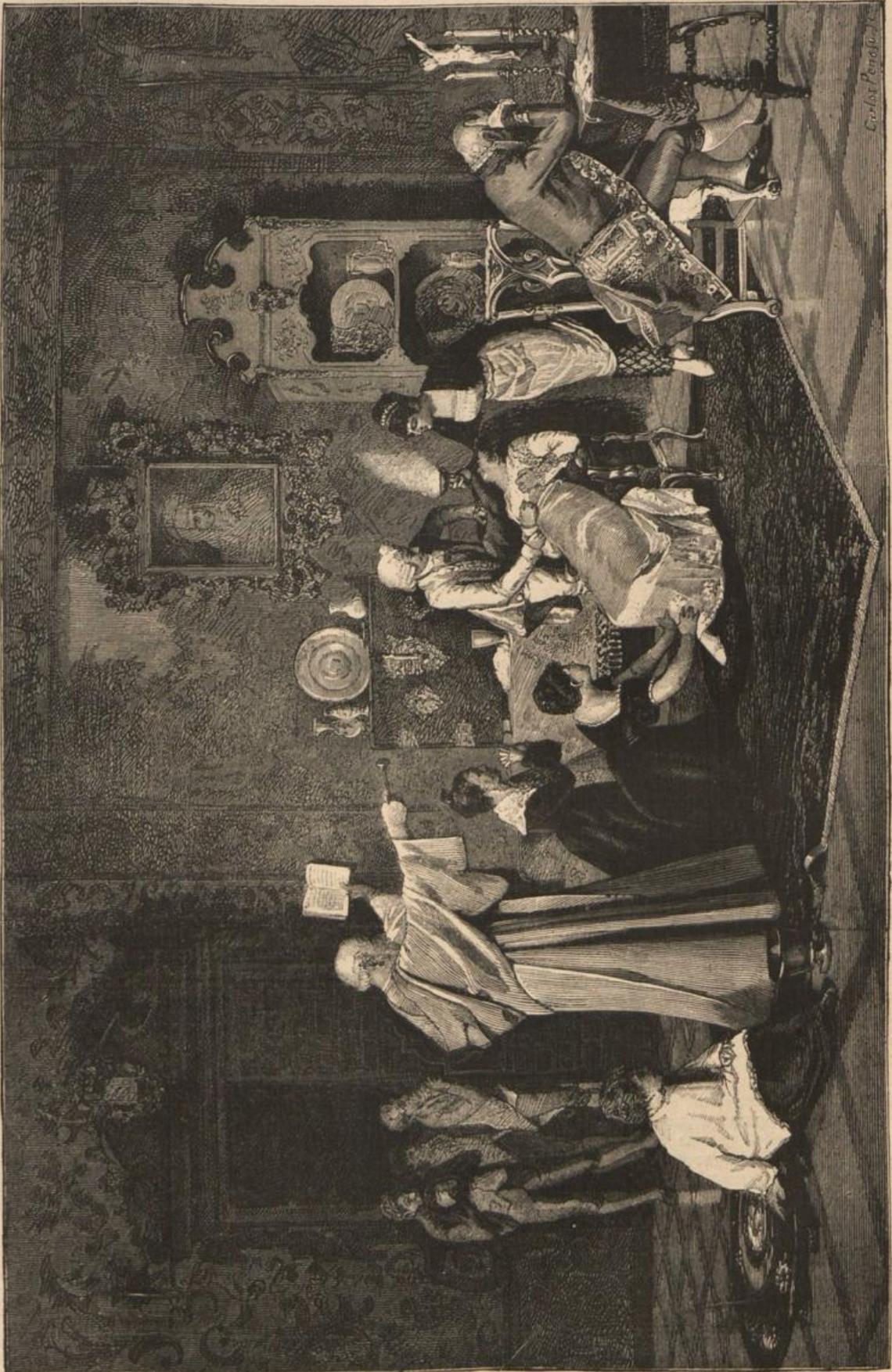
festen Excrementen (die zudem auch zu $\frac{1}{5}$ aus Wasser beständen), so sehr das Uebergewicht, daß ein Unterschied von Kanalwasser mit oder ohne Excremente kaum zu konstatiren sei. — Der letztere Punkt scheint uns den wesentlichen Einwand gegen das Genügen der Motivirung des ministeriellen Verbotes zu enthalten.

Aber, wenn auch zugegeben ist, daß der Beweis für die Uebertragung etwaiger ins Abwasser gelangter Keime gefährlicherer infektioser Krankheiten noch vollständig aussteht, so steht andererseits doch die Schädlichkeit faulender organischer Substanzen überhaupt fest, und die Vorsicht und Abneigung gegen unmittelbaren Genuß von Wasser aus verunreinigten Flüssen sowohl als Brunnen ist eine ebensowohl gebotene als begründete, sodas eine Bevölkerung die Annahme eines derartigen Wassers als Trinkwasser entschieden ablehnen wird und muß.

Unter diesen Umständen tritt die wirthschaftliche Seite der Frage in den Vordergrund. Die bereits von etlichen großen Städten mit äußerster Anspannung ihrer Finanzkräfte eingerichteten Anlagen zu anderweitiger Beseitigung der Fäkalstoffe enthaltenden

Abwässer wird von vielen Seiten als ein am Ende doch verfehltes Unternehmen und das Kapital als weggeworfen angesehen. Andere Städte erklären sich als zu solchen Versuchen von vorn herein außer Stande; und schließlich ist doch der, für den Augenblick nur die städtischen Interessen zu übersteigen scheinende Gesichtspunkt ein berechtigter, wonach die Aufrechterhaltung der Landeskultur es erfordert, daß die aus dem Konsum der Städte an Nähr- und Nahrungsmitteln hervorgehenden festen Abfälle sowohl als die Abwässer, die einen sehr erheblichen Düngewerth repräsentiren, einer ebenso großen Düngung wieder zugute kommen, als zum Unterhalt dieser Bevölkerungsmasse nöthig ist, — nicht aber, daß sie auf einer viel kleineren Fläche im Uebermaß angehäuft werden dürfen, die durch dasselbe ertragsunfähig gemacht wird, wie bei der sogenannten Verrieselung sich schon zu zeigen beginnt. Ohne uns weiterhin in dieses, hier nicht zur Hauptsache gehörige, weit-schichtige Thema zu vertiefen, möchten wir dem Leser doch zur eignen Erwägung die Frage anheimgeben, ob angesichts der hier, wie bereits in mancherlei anderen Fällen eingestandenen Ohnmacht der heutigen Kommunen zur Erfüllung aller durch die Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse ihnen erstehenden Aufgaben, es erstrebenswerther sei, dieser allgemeinen Entwicklung Einhalt zu gebieten, damit den unveränderten kommunalen Einrichtungen nicht noch weitere unmöglich

erfüllbare Anforderungen entstehen, oder ob und wie eine Abänderung dieser Einrichtungen den bestehenden Uebeln abhelfen und



Georgismus. (Seite 52.)

ihnen erstehenden Aufgaben, es erstrebenswerther sei, dieser allgemeinen Entwicklung Einhalt zu gebieten, damit den unveränderten kommunalen Einrichtungen nicht noch weitere unmöglich

künftigen vorbeugen könne! — In den Fällen, in welchen man der Billigkeit wegen die Wasserversorgung aus dem nächstliegenden, wenn auch unreinen Flusse eingerichtet hat, ist

neuerdings zur möglichsten Abhilfe der Uebelstände zugleich immer eine Filtration eingerichtet worden. Dieselbe besteht wohl überall in einem Durchsichern des Flußwassers durch Schichten von zuerst feinem, dann größerem, reinem Sand und Kies. Daß die Temperaturschwankungen dadurch nicht ausgeglichen werden, ist selbstverständlich, ebensowenig die wechselnden Zusammensetzungen des Abdampfrückstandes. Es werden hauptsächlich nur die größeren organischen Stoffe und Schlamtheilchen bei dieser Art

Filtration zurückgehalten, und zwar umso unvollkommener, je mehr der Strom mit solchen Schlamm- und Schmutztheilchen gesättigt ist, wodurch zugleich die Rückhaltungsfähigkeit dieser Filter um so rascher abnimmt und aufhört. Einige Zahlen erweisen sowohl die zunehmende Verunreinigung auch eines großen Stromes nach der Mündung hin, als auch den Grad der Wirksamkeit der Filtration am einfachsten. Es enthielt Elbwasser in 100000 Theilen bei:

	Abdampfrückstand	Organ. Substanz	Salpetersäure	Chlor	Schwefelsäure	Kalk	Magnesia	Härte
Magdeburg	26	3,45	0,14	3,83	4,80	5,6	1,6	7,8
Hamburg	27	17,45	Spur	2,97	2,40	6,7	0,73	7,7
Hamburgische Wasserleitung	22,5	8	"	1,85	2,75	5,04	0,73	6,1

Man sieht, daß die in der letzten Reihe angezeigte organische, also säulnißfähige Substanz von hamburger Leitungswasser das früher festgestellte Maximalquantum (5 Theile) um mehr als die Hälfte übersteigt, trotz Verminderung derselben um 54 Prozent durch die Filtration; — während in allen oben angegebenen Analysen von Quellwasser der betreffende Gehalt sehr erheblich darunter bleibt. Und doch ist für die Filtration im großen Maßstab, welchen alle kommunalen Wasserwerkstätten verlangen, eine andere Art der Einrichtung der Kosten wegen nicht möglich.

Um Wasser für den Hausgebrauch reinigen zu können, sind seit längerem zahlreiche Arten von Filtern im Handel empfohlen worden, von denen die meisten jedoch sich nützlich für ihre Fabrikanten und Händler, als für die nach reinem Wasser dürstenden Benutzer erwiesen haben. Ein solcher Filterapparat muß den Ansprüchen genügen, neben Billigkeit des Apparats und des in ihm befindlichen, eigentlich die Reinigung vollziehenden Materials, — das nach kürzerer oder längerer Zeit in jedem Fall erneuert werden muß — die Reinigung des in höherem Grade als die in Wasserwerken eingerichteten Sandfilter zu bewirken. Auch muß die Bedienung ganz einfach und die Erneuerung oder Reinigung des filtrirenden Materials selbst leicht zu bewerkstelligen sein.

Unter diesen Bedingungen können überhaupt nur in Betracht kommen die künstlichen Filtrationen durch Knochenkohle, durch sogenannte plastische Kohle und durch Eisenschwamm in Verbindung mit Gruz von Marmor oder gewöhnlichem Kalkstein, oder mit Knochenkohle.

Die in kleine Stückchen zerbrochene Kohle aus bei Luftabschluss geglühten thierischen Knochen wird bekanntlich im ausgedehntesten Maßstab in der Zuder-, Spiritus- und andern Fabrikationen als Filtermaterial benutzt. Sie bietet bei ihrer großen Porosität der durchziehenden Flüssigkeit eine ungemein große Oberfläche dar und wirkt nicht nur mechanisch durch Zurückhalten von sichtbaren, schwebenden Theilchen reinigend, sondern entfernt auch mancherlei Farbstoffe und gelöste organische Substanzen, sowie von Gasen besonders das Ammoniak. Aber indem sie diese Stoffe in den Poren zurückhält, verstopfen sich dieselben nach und nach, und die Kohle büßt ihre Absorptionsfähigkeit ein. Wenn die abgeforderten Unreinigkeiten zum größeren Theil organischer Natur waren, so läßt sich das Filtrationsvermögen von Knochenkohle einige male, wenn auch nicht bis zum anfänglichen Grad, erneuern durch das sogenannte Wiederbeleben, das in Auswaschen mit verdünnter Salzsäure und erneutem Glühen in verschlossenen Gefäßen besteht.

So fungirt die Knochenkohle auch bei der Filtration von Wasser anfänglich ganz vorzüglich. Nach etwa dreimonatlichem Gebrauch aber hat sie diese Eigenschaft so sehr verloren, daß das Wasser sogar noch verunreinigter das Filter verläßt, als es aufgegeben wird. Die Entwicklung der Ausgüthierchen scheint durch solches verunreinigte Filter sogar noch erheblich befördert zu werden. Es bedarf also ein Knochenkohlefilter der sorgfältigen Kontrolle, um den Zeitpunkt des beginnenden ungenügenden Filtrirens zu erkennen; sowie auch beim Einkauf von frischer Knochenkohle diese erst probirt werden muß, da der Unkundige alte, ausgenutzte und trotz Wiederbelebens nicht mehr brauchbare Kohle nicht von ungebrauchter, neuer unterscheiden kann.

Die im Handel sehr empfohlenen Filter aus geformter künstlicher oder sogenannter plastischer Kohle stehen den oben besprochenen bei weitem nach. Ihr Filtrationsvermögen ist, auch so lange sie neu sind, erheblich geringer und nimmt mehrfach rascher ab. Das als sehr leicht behauptete Reinigungsverfahren des Filterfolbens durch Ausbürsten mit reinem Wasser ist nur ein äußerliches und, da grade die inneren Poren der Kohle wesentlich

wirksam sein sollen, nur wenig vorhaltend. Dabei enthalten die geformten Filter oft feine, nicht sofort bemerkbare Risse, sodas sie beim Gebrauch leicht spritzen. Eine öftere Erneuerung der Filterfolben aber macht diese Reinigungsmethode zu einer ziemlich kostspieligen.

Schon seit langer Zeit wollte man beobachtet haben, daß auf Schiffen faules Wasser, das in eisernen Behältern mitgeführt wurde und durch das „Rollen“ des Schiffes in seinen einzelnen Schichten in immer erneute Berührung mit den Wänden solcher Behälter kommt, in seiner Beschaffenheit sich bessere. Professor Bischof in Glasgow erprobte nun in neuerer Zeit die Wirkung von aufs feinste zertheiltem Eisen (Eisenschwamm) als Filtermaterial und fand dieselbe verhältnißmäßig äußerst günstig. Der Eisenschwamm ist metallisches Eisen, das aus Eisenoxyd dargestellt wird, ohne daß die einzelnen Partikelchen, wie bei Bildung von gewöhnlichem Roheisen, in eine kompakte, flüssige Masse zusammenschmelzen. Es ist dann so schwammartig porös und locker, daß ein Liter davon nur 2,4 Pfund wiegt, während das gleiche Volumen festen Eisens über 15 Pfd. wiegt. Die Versuche ergaben folgende Wirkungen des Eisenschwamms auf hindurchfiltrirtes, unreines Wasser: Reduzirung eines Theils (28 Prozent) der vorhandenen Salpetersäure zu Ammoniak; Zersetzung eines Theils der organischen stickstoff- sowohl als kohlenstoffhaltigen Substanz und Verminderung derselben; Auflösung von etwa 10 Milligramm Eisen pro Liter Wasser durch die darin enthaltene Kohlensäure und zwar unter Bildung von kohlensaurem Eisenoxydul. Letzteres oxydirt sich bald zu kohlensaurem Eisenoxyd, das als sehr feiner gelblicher Niederschlag das Wasser trüben würde. Bischof ließ nun nach dem Durchfiltern durch Eisenschwamm das Wasser noch durch Kalkfeingruz gehen, welches diesen Eisenschwamm vollständig beseitigt. Die Befreiung des Wassers von freiem Ammoniak (das jedoch meist nur in sehr unbedeutenden Mengen vorkommt) geschieht dagegen nur in sehr geringem Maße. Diesem Uebelstand wurde später dadurch abgeholfen, daß Bischof statt des Kalkfeingruzes wiederum Knochenkohle anwandte, die in dieser Kombination eine mehrfach verlängerte Wirksamkeit zeigt, da durch sie nunmehr nur ein schon im Wesentlichen gereinigtes Wasser zu passiren hat. Derartige Filter erwiesen sich noch nach acht Monaten unangesehnten Gebrauchs durchaus wirksam. Zum Hausgebrauch wird das Filtermaterial am einfachsten in einem Gefäß von Steinzeug, das über seinem eigentlichen Boden noch in einiger Höhe einen durchlöchernten Siebboden enthält, unter dem sich das reine Wasser sammeln kann, auf diesem Siebboden in der Weise aufgeschichtet, daß zu unterst eine 4 Zoll hohe Schicht von Kalkstein oder Knochenkohle gebracht wird, darauf etwa 6 Zoll größeren und auf diesen 2 Zoll hoch feinsten Eisenschwamm.

Der hier zu verwendende Eisenschwamm soll im Großen zum Preise von ungefähr nur 2½ Mark der Centner herzustellen sein, und ein Filter, das 5 Liter, also etwa 12 Pfd., davon enthält, im stande sein, ein Quantum von 100000 Liter Wasser mit vollständiger Wirksamkeit zu reinigen.

Die Erfahrung, daß destillirtes und Regenwasser auf Blei, also auch auf Bleiröhren, durch welche solches Wasser geleitet wird, eine auflösende Wirkung ausüben, und da die tödtliche, gefährliche Wirkung von Blei in jeder Form, das in den menschlichen Organismus gelangt, bekannt ist, gab zu großen Befürchtungen wegen einer allgemeinen Gefährdung der Gesundheit Veranlassung, wenn das Wasser öffentlicher Leitungen, wie überall üblich, in den feineren Verzweigungen durch Bleiröhren in die Häuser geführt wird. Vielfache Versuche haben aber festgestellt, daß nur dann eine solche Befürchtung begründet ist, wenn das Wasser erhebliche Mengen von Salpetersäure oder deren Salzen enthält; daß gelöstes Blei aber nicht nachzuweisen ist, wenn das

Wasser einige Härtegrade besitzt; die Verbindungen von kohlensauren Erden, die im Wasser gelöst sind, erweisen sich also in dieser Hinsicht sehr vortheilhaft für unsere durch Blei geführten Leitungen. Wird Wasser, in dem aufgelöstes Blei enthalten

ist, durch ein Eisenschwammfilter geleitet, so wird ihm dieser schädliche Bestandtheil vollständig entzogen; es ist das eine Erscheinung, die auf chemischer Umsezung mit dem Eisen beruht, und die kein anderes Filter zeigen kann.

Die deutschen Landsknechte.

Kulturhistorische Skizze von **Manfred Wittich**.

(Schluß.)

Auf das Zusammenlaufen der Geworbenen folgte die Musterung. Darüber schreibt Fronspurger vor: Das Musterheer „soll sein gut aussehen haben und mit allem Fleiß daran seyn, daß ein fendelein mit 400 guter Kriegsknecht besetzt, die gesund und wolgemut seyn, und der keinen mustern oder passieren lassen, der trumm, lahm oder tadelhaftig sey; . . .

Item soll er auch einem jeglichen Fendelein nicht mehr denn 50 guter geschickter Hakenschilden, und jedem ein Gulden über sein gewöhnliche Besoldung, und nicht mehr geben oder passieren lassen.“

Ferner soll er „fleißig aufsehn haben“, daß keiner auf eins andern Namen durchgehe (durch das aus 2 Hellebarden und einer darüber gelegten Lanze gebildete Thor).

Nach der Musterung ward der Eid in die Hand des Regimentschultheißen geleistet und im Ring wurden die „hohen Aemter“ vorgestellt: des Obersten Leutnant (locotenante = Plahhalter, Stellvertreter), der Proviandmeister, der Quartiermeister, der Profos, d. i. der öffentliche Ankläger und Urtheilsvollstrecker, dann jedem Fähnlein sein Hauptmann und dessen Leutnant; die Landsknechte selbst wählten dann unter Leitung des Feldweibels den Gemeinweibel, theilten sich in Rotten von 10 Spießen und setzten sich ihre Rottmeister.

Der Oberst, der „Diktator der Soldatenrepublik“, erhielt hundertfachen Monatsold, also 400 Gulden rheinisch und 200 Gulden für 8 Trabanten und besaß große Gewalt. Der Schultheiß, zum Stab des Oberst gehörig, mußte peinlichen und bürgerlichen Rechtes kundig und ein besonders ehrbarer und frommer Mann sein. Der Profos schuf im Lager einen Markt, dessen Kaufleute und Mercatanten (Marketender) er streng in Zucht und Schutz hielt, Stodknechte, Stodmeister und der Freimann (Penter) waren ihm beigegeben.

Bunt sah der Troß aus, dem ein besonderer Weibel vorstand, weil nach altgermanischer Sitte auch der Kriegsknecht „sein ehlich Weib“ (und nach strengen Artikelbriefen nur dieses!) mit ins Feld schleppte. Dieser Weibel mußte mit Hilfe des Rumormeisters den Troß so schwenken und ziehen lassen, daß er nicht hinderlich werde, wohl aber „vor den Feind ein nachdenkliches Ansehen gebe.“

Wichtig ist uns ferner noch die glänzende Gestalt des Fähndrich, der geloben mußte, „beim Fähnlein Leib und Leben zu lassen, und an einer und der andern Hand beschädigt, sein Fähnlein ins Maul zu nehmen, sobald er aber vom Feinde überungen sei, sich eher darin zu wickeln und zu sterben, als es mit Gewalt verlieren.“

Ein farbenprächtiges Gemälde bot ein solch Regiment besonders deshalb dar, weil an heutige Uniformen nicht gedacht werden darf und dem freien Belieben in der Tracht alle Freiheit gegeben war. Oft sah die Gesellschaft natürlich recht abgerissen und elend aus. Wenn sie aber etwas eine Stadt plünderten und „mit der langen Ehle“, der Lanze, Seide und Sammt „abmessen“ konnten, entfalteteten die frummen Landsknechte einen kolossalen, phantastischen Kleiderluxus, wobei grelle Farben, Unmassen von Stoff, Gepufftes und Gebauchtes sowie Geschlitztes eine große Rolle spielten. Die besten Meister des 15. und 16. Jahrhunderts vereinigten die Gestalt des Landsknechtes im Bilde, wir nennen nur Namen wie Daniel Hopfer, Jost Ammann, Peter Flötner, Manuel, genannt Deutsch, Lucas Cranach, Lucas von Leyden, Beham und viele andere.

Eine verhängnißvolle Schattenseite des Landsknechtslebens war es, daß sie, wie auch unsere heutigen Soldaten, nach langer Dienstzeit ihr Handwerk vergessen hatten. Damals nun suchten sie auf eigne Faust Kleinkrieg, Plünderung und Gewalt aller Art übend, ihr Kriegshandwerk einfach fortzusetzen als „gardende“ Landsknechte, wie man das nannte. Gabe gehrend, Speis und Trank, wohl auch Geld und Geldes werth, nahmen sie mit Gewalt, was ihnen versagt wurde. Die „Lungerer und

Gardebrüder“ existirten dann nur bis in das 17. Jahrhundert hinein, wo sie dem Landvolk förmlich zur Aushaltung überwiesen wurden. Im „großen Kriege“, dem dreißigjährigen, tritt diese Landplage übrigens unter einem andern Namen, unter dem der Marodeurs, auf, welche Bezeichnung entweder von „marode“ kommt, womit man entkräftete Leute bezeichnete, die infolge der überstandenen Unbilden und Anstrengungen des Krieges nicht mehr Reihe und Glied halten können und nur sich umhertreibend durch Erpressung, Diebstahl und Gewaltthat ihr Leben fristen, oder es soll diese Benennung vom Korps des General Marode im 30jährigen Kriege herkommen, welches sich durch Zuchtlosigkeit dergestalt auszeichnete, daß man alle plündernd und stehend umherstreichenden Nachzügler der Heere Marodebrüder nannte. Johann Jacob von Wallhausers 1615 gedrucktes Kriegswerk, ein Katechismus erlesenster Dichtkunst, gibt ein böses Gemälde der Heerzustände, die wir als schon bei den früheren Landsknechten vorhanden annehmen müssen. Bei 3000 Mann deutschem Kriegsvolk findest du gewöhnlich 4000 — Weibsvölker und Buben, und bei solchem Gesindel Fluchen, Placken, Stehlen und lose, böse Händel, daß ein Heide darob erstarren würde. Höherer Sold wird ertrugt, so daß 3000 Mann auf sechs Monat mehr als noch einmal so theuer sind als für ein ganzes Jahr nach Kontrakt und Billigkeit. Dazu käme noch Laufgeld, Handgeld, Piegegeld, zu geschweigen der Schindereien der Bauern durch den Troß, Entschädigung für Durchzug durch Freundesland und des Schadens auf dem Abantekplatz. Sind nach so theuren 6 Monaten die Regimenter fern in Ungarn abgedankt, laufen diese bezahlten Soldaten ins Reich auf „die Gart“ den Winter durch. In allen Fürstenthümern an Oestreichs Grenze ist von den Herren ausdrücklich jedem Bauern befohlen, den „Gartenden“ einen Heller zu reichen, weshalb sich die meisten Soldaten auf die Abdankung freuen. „Brächte man das den armen Unterthanen Abgemauste zuhauf, so könnte man jährlich 30000 Mann in Ungarn besolden.“ Und außerordentlich ähnlich, wenn nicht gleich, dürfen wir uns das „Hausen und Practisiren“ der Landsknechte denken, wenn sie ihrer Dienste entlassen wurden.

Dazu kamen noch die häufigen Meutereien bei etwa ausbleibendem Sold, oder auch, wenn die Herren, pochend auf ihre Gewalt, mit dem ausgemachten Lohnsatz nicht zufrieden, höheren zu ertragen suchten.

Das wechselvolle, unsichere Leben ließ in dem Kriegsvolk den Grundsatz fest und fester werden, daß man jeden gebotenen Genuß nach Kräften ausnützen müsse, und diese Lebensweisheit hat im Sprüchwort folgende Fassung gefunden:

„Ein Landsknecht und ein Bederschwein
Die sollen allzeit voll seyn,
Denn sie nicht können die Zeit ausrechnen,
Wenn man ihnen wird die Rehl abstecken.“

Wenn freilich die Dinge schief gingen, so mußte ein Landsknecht auch entbehren und dulden und mit dem schlechtesten vorlieb nehmen: ein Landsknecht muß Spizen von Radnägeln verdauen können, und: man findet selten einen alten Landsknecht, sagten die Leute.

Spiel, Trunk, galante und ungalante Liebesabenteuer, Fluchen, Raufen und allerlei Gewaltthat waren an der Tagesordnung. „Der Landsknecht Stahl nahm nur vier Gulden Monatsold, denn nähm' er acht, söff er sich todt.“ So wird von einem Chronisten berichtet.

Interessant ist das Lied, welches ausschließlich den Zweck hat, den „Landsknechtorden“ zu preisen, und aus dem wir ein paar Wendungen ausheben wollen. Es beginnt:

Gott genad dem edlen Kayser also frommen,
Maximiliano, bei dem irth auf kommen
Ein Orden, zeucht durch alle Land
Mit Weiffen und mit Trummen,
Landsknecht sind sie genannt.

Der Vergleich mit einer geistlichen Ordensbrüderschaft wird dann humoristisch fortgeführt:

Fasten und beten lassen sie wol bleiben,
Sie meinen, Pfaffen und Mönch sollens treiben,
Die haben dervon ihren Stiff.

Und weiterhin:

Wenn sie denn ihr Kapitel*) wollen halten,
Viel Spieße und Helleparten sieht man walten.

Am Ende des Liedes bekennt sich in einer der erhaltenen Fassungen zum Verfasser Görg Graff, der auch sonst genannt wird als Dichter und zugleich Landsknecht: hatte doch das bürgerliche Element eine Menge Anschauungen und Gepflogenheiten mitgebracht aus dem Handwerks- und Kunstverband zum Landsknechtsbrauch, und dieser und die Meisterjüngerei waren nach einem kundigen Geschichtsschreiber des deutschen Heerwesens Geschwister.

Hans Sachs, der allem Anschein nach selbst dereinst auch „Landsknecht gewest“, hat sich mit dem „frommen Orden“ des öfteren beschäftigt. Prächtig ist der Schwank: „Das Gespräch Sanct Peter mit den Landsknechten.“

Neun armer Landsknecht zogen auß
Und garteten von Hauß zu Hauß,
Dieweil kein Krieg im Lande was.
Eins morgens da trug sie ihr straß
Hinnauff biß für das Himmel Thor,
Da klopfen sie auch davor,
Wollten auch in den Himmel garten.

Als sie Sanct Peter bei Marter, Leiden und Sakrament fluchen und schwören hört, vermeint er, sie reden von heiligen Dingen, und bestimmt den Herrn, sie hereinzulassen, der aber Petrus gewarnt hat und ihm zur Bedingung macht, sie dann auch wieder hinauszubringen. Die neuen Gäste treibens wie auf Erden und heben schließlich „Händel von der besten Sorte“ an. Da will sie nun Petrus begütigen, wird aber von ihnen weidlich zerbläut, sodaß er die Hilfe des Herrn in Anspruch nehmen muß. Der heißt ihn einen Engel vor das Himmelsthor zu schicken und mit einer Trommel Lärm schlagen zu lassen, was sich denn auch bewährt. Aber Sanct Peter ist seit der Zeit geheilt und mag nie mehr einem Landsknecht Einlaß geben.

Aber auch der Böse mag von solchem Besuch nichts wissen, auch der Kobistruß, die Hölle, ist dem „frommen Orden“ verschlossen, wie uns Hans Sachs in einem Gedichte desselben Jahres (1557) belehrt. Der Satan hält Hofstaat und es kitzelt ihn die Neugier, die neue Brüderschaft kennen zu lernen, und er spricht:

„Man sagt, es sey in teutschen Landen
Gar ein böses volk auffgestanden,
Welche man nennet die Landsknecht,
D, der mir jr ein Dußet brecht,
Daß ich nur seh, was für Leut wern.
Man saget, sie fasten nit ger,
Sie sind lieber allezeit voll,
Mit schlemmen, praffen sey in wol,
Achten sich betens auch nit vil,
Sonder man sagt wie ob dem Spil
Sie übel fluchn und palgn darneben,
Auch wie sie nit vil Almuß geben,
Sonder lauffen selb auff der Gart,
Essen oft übel und ligen hart,
Doch dienen sie geren allezeit
Ein Kriegsherrn, der in Welt geit,
Er habe gleich recht oder nit,
Da bekümmern sie sich nit mit.“

Schließlich wird einer vom diabolischen Hofgesinde, namens Belzebub, ausgesandt, ein Duzend von der merkwürdigen Sippe herbeizuschaffen. Der Sendling geht auf die Erde in ein Wirthshaus,

*) Rathsverammlung geistlicher Herren.

Da die Landsknechtessen im sauß,
Prachten und einander zusoffen.
Der Teuffel stellt sich hinten Ofen,
Hört wie die Landsknecht theten sagen,
Wie's mit den Feinden hetten geschlagen,
Gestürmt, geraubt und gebrannt
In diesem und in jenem Land,
So große Streich, daß jm fürwar
Gleich gen Berg stunden all sein Jar.

Da winkt einer der Becher dem Wirth, er solle den alten Hahn, der hinter dem Ofen hing, ohne daß ihn Belzebub bemerkte, hernehmen, rupfen und braten. Der höllische Bote bezieht diese Weisung auf sich, eilt von dannen und gibt im Fegefeuer dem Obersten der Teufel Bericht, der auf Grund desselben beschließt, nie einem Landsknecht die Pforten der Hölle zu öffnen. So sind denn die „frommen Landsknecht“ aus Himmel und Hölle ausgesperrt.

Auf einem fliegenden Blatt jener Zeit frißt der Teufel, in Mönchsgewand dargestellt, Pfaffen, die auf dem Weg der Verdauung in Landsknechte verwandelt, auf der andern Seite wieder zum Vorschein kommen. Ein um Gnade flehender Pfaffe fällt auf die Knie, und auf dem Spruchband, welches aus seinem Munde herausfliegt, steht zu lesen:

Ach, lieber Wollstint*), laß mich leben,
Ich will doch selbs ein Landsknecht geben!

Der Mund des Volkes, welches soviel von den gardenden Landsknechten zu dulden hatte, ist nicht gut auf sie zu sprechen und hat manches böse Wort auf sie gemünzt. „Landsknechte bedürfen keiner Kraken, sie können wohl selber mausen.“ — „Landsknechte haben zur Arbeit krumme Finger und lahme Hände, aber zu Mauseereien und Beuteholen sind alle krummen Hände grade geworden.“ — „Landsknechte lassen nichts liegen, als Mühlsteine und glühend Eisen.“ —

„Wo die Landsknecht sieden vnd braten
Vnd die Geistlichen zu Weltlichen Sachen ratthen,
Vnd die Weiber führen das Regiment,
Da nimbt's selten ein gut end.“

Und nun zum Schluß das Urtheil eines Zuständigen: „Da siehst du, wie ich bin, das sind die Früchte des Krieges! Drei Dinge sollten einen jeden vom Krieg abschrecken: die Verderbung und Unterdrückung der armen, unschuldigen Leute, das unordentliche und sträfliche Leben der Kriegskleute und die Undankbarkeit der Fürsten, bei denen die Ungetreuen hoch kommen und reich werden und die Wohlverdienten unbelohnt bleiben.“ So faßte der Vater der frommen Landsknechte, Georg Frundsberg, dessen Lebenselement doch der Krieg war, die Summa seiner Erfahrungen zusammen, als er zu sterben kam, nachdem er sich über eine Meuterei seiner „lieben Kinder“, wie er glaubte, einen Schlaganfall geholt hatte.

An einer andern Stelle wird berichtet, daß ein frommer Kriegshauptmann sich in seinem Gewissen beschwert fühlte über die Thaten der Gewalt, die das Kriegshandwerk mit sich brächte, und Luthern seine Noth klagte. Der entgegnete ihm: „Waffengewalt in gerechter Sache, nicht des Angriffs oder Raubes halber, sondern in ehrlicher Nothwehr sei statthaft.“

Trotz alledem und alledem ist aber der Krieg und alles was drum und dran hängt, ein Unglück der Menschheit. Schade, daß diese Wahrheit nur gar so sehr bloß Sonntagstheorie bei den Völkern ist und lahmegelegt wird durch ein fliegendes Wort des größten Landsknechtvolkes des Alterthums, der Römer: „Willst du den Frieden, so rüste den Krieg.“ Ebenso wahr und wahrer ist es, daß das stete Rüsten ebenso häufig den Krieg gebiert. Auf welchen Bahnen die Kulturvölker der Neuzeit wandeln und wandeln müssen, ist männiglich bekannt und darüber kein Wort weiter nöthig.

*) Uebername des Teufels.

Mein Freund, der Klopfsgeist.

Eine Spiritistengeschichte aus dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Von S. C.

(IV. Wie der Klopfsgeist klopft und musiziert. — Wie er Nacht macht und Licht. — Wie das Medium singt und der Klopfsgeist spricht.)

Endlich war das Lied zu Ende. Die Befürchtung Aloys Meßigs, der mir zuflüsterte: „Nu geht's wahrscheinlich noch verschiedenemale so los — die größten manchmal zwei Stunden

lang,“ bestätigte sich glücklicherweise nicht. — Die Todesstille, welche nach Beendigung des Gesanges eingetreten war, unterbrach plötzlich ein dreimaliges, deutlichst wahrnehmbares Klopfen an der Zimmerdecke, dem freudige Bewegung fast aller der Anwesenden folgte.

„Er ist da! Der Himmel sei gelobt, so bald kommt er heute.“
 „Wissen Sie, wer da ist?“ fragte ich Mezig unter dem Schutze der allgemeinen Erregung.

„Na, der Klopfsgeist, — wer denn sonst? — Nu passen Sie auf, Herr Doktor — jetzt erleben wir was.“

War es ein Geist, was sich durch Klopfen angemeldet hatte, so war ihm der Name Klopfsgeist mit Zug und Recht geworden.

Es war offenbar seine Leidenschaft — das Klopfen; denn er konnte garnicht genug bekommen davon. Bald klopfte es rechts oben an der Decke, bald links unten am Fußboden, bald an der einen, bald an der andern Wand, bald unter dem Tische, an dem das Medium saß, bald unter den Bänken, an allen Ecken und Enden — auch unter Aloys Mezig, der sofort mit dem Kopf unter die Bank fuhr, wahrscheinlich um die persönliche Bekanntschaft des Klopfsgeistes von Angesicht zu Angesicht zu machen, — leider ein vergebliches Bemühen, denn er sah unter der Bank nichts. „Nicht einen Floh,“ theilte er mir flüsternd mit.

Auch unter meinen Füßen klopfte es oder schien es zu klopfen. Allgemach mochte dem merkwürdig lebendigen Geist das Klopfen indeß so langweilig geworden sein, wie mir, denn plötzlich — mit einem donnerähnlichen Spektakel, der an allen vier Wänden des Zimmers herumzufahren schien, endete es. Es trat eine Pauze von zwei Minuten ein, während der Grabesstille über den Anwesenden lagerte. Auch Herr Aloys Mezig schwieg, und ich lugte umher, so gut es die immer tiefere Schatten werfende Dämmerung gestattete, und lauschte, ob ich nicht etwas Verdächtiges, etwas zur natürlichen Erklärung des Spukes Beitragendes gewahren möchte.

Da, mit einem Schläge legte sich dunkelste Nacht über das Zimmer. Ich glaubte im ersten Augenblick, man habe geräuschlos in ihren Angeln gehende Fensterläden geschlossen, aber ich erkannte bald, daß ich mich geirrt. Während ich im Zimmer nicht die Hand vor den Augen zu erkennen vermochte, sah ich — zwar ganz schattenhaft, schwarz in tiefstes Dunkelgrau gemalt, — die Reste der dicht vor dem Fenster stehenden Bäume und hörte die leise vom Winde bewegten Zweige, ebenso deutlich, als zuvor, an das Glas schlagen.

Nachzudenken, wie solche urplötzliche Verwandlung mäßiger Dunkelheit in rabenschwarze Nacht wohl zugegangen sein könne, dazu hatte ich keine Zeit. Denn sofort begann der richtige Spirituspektakel. Als wenn drei oder vier Leute mit Schmiedehämmern auf hohlem Fußboden herumtrommelten, so dröhnte es zunächst, dann begannen ein halbes Duzend Klingeln, wahrnehmlich von verschiedenster Größe, ein tolles Läuten, darauf mischten sich ein paar Bassgeigen, ein halbes Duzend gellender Läutkompeten und eine reguläre Pauke in das Höllenkonzert, das selbst in mir die Besorgniß rege machte, mein Trommelfell möchte soll ungeheuerlicher Anspannung nicht gewachsen sein.

„Halten Sie das noch lange aus, Herr Doktor?“ zischelte mir während eines etwas ruhigeren Moments Herr Aloys Mezig zu. „Ich werde verrückt, — Gott steh mir bei, das ist ja ein niederträchtiger Kerl, dieser sogenannte Klopfsgeist.“ Herr Mezig hatte in seinem Entsetzen wohl etwas zu laut gezipfelt. Die Gläubigen mußten ihn verstanden haben, denn alsobald erhob sich ein Murren der Entrüstung, das aber in dem nun, wenn möglich in noch verstärkter Heftigkeit, ausbrechenden Skandal alsogleich unterging.

„Jesus Maria!“ hörte ich auf einmal meinen Nachbarn in den Tumult hineinrufen. Aber der Ruf kam nicht von seinem Plaze neben mir, sondern vom Fußboden vor mir. Der Klopfs- und Poltergeist hatte sich gerächt. Stöhnend erhob sich der Raseur. „Ich bitte Sie um alles in der Welt, Herr Doktor, setzen Sie sich auf meinen Plaz; ich hab' Ihnen da von der Wand aus einen Stoß in den Rücken bekommen — einen Stoß, sag' ich Ihnen, wie er faktisch von 'nem Menschen garnicht kommen kann, — 's ist rein unmöglich. O, du mein Gott, mein Gott, alle Knochen thun mir weh — —“

Ich wechselte in der That mit ihm den Plaz. Aufgebracht, bis zum größten Aergre aufgebracht war ich über die Unverschämtheit und Roheit des Humbugs, der hier aufgeführt wurde. Der Gedanke, daß mich plötzlich auch ein Stoß in den Rücken mitten ins Zimmer hineinwerfen könne, war mir zwar abstoßend, aber jetzt grade entschloß ich mich, koste es, was es wolle, den frechen Schwindel zu entlarven. Um mich möglichst gegen ähnliche Stoßmißhandlung zu schützen, setzte ich mich so schräg, als es anging, auf die Bank und legte meine linke Hand fest an die Wand. Woher ober hier überhaupt jemand einen Stoß in den Rücken

bekommen könne, darüber ging mir vorläufig auch nicht die leiseste Ahnung auf. Hinter die Bank konnte keine Menschenseele — sie stand dicht an der Mauer, und diese war massiv, — das lehrte mich mein durch Ringsumherklopfen sorgfältig prüfender Finger.

Als der Spektakel wieder leiser zu werden begann, klang Gesang hinein, ein Gesang, wie er zu der Höllenmusik, in welche er sich mischte, nimmermehr paßte. Es war eine Frauenstimme, eine so melodiose, weiche, sympathische Stimme, wie ich sie nie gehört zu haben glaubte. Der Spektakel schwieg endlich ganz — der Gesang goß dafür lauter und voller als vorher seine wunder-sam beruhigenden Töne über uns aus. Wunder-sam beruhigend — ja! Wie mit einem Zauber-schlage war all' mein Groll verschwunden; auch Herr Aloys Mezig stöhnte urplötzlich nicht mehr, sondern er athmete hörbar hoch auf und ein Laut des Entzückens: „Ach, das ist aber himmlisch,“ entschlüpfte seinen Lippen. Den Gesang, von dessen Sprache ich, der Sprachkundige, nicht eine Silbe verstand, akkompagnirte ein Musikinstrument, über dessen Beschaffenheit ich auch nicht ins Klare kommen konnte, bald klang es wie ein Melodeon, bald wie eine Ziehharmonika — immer aber begleitete es die wehmüthigen Weisen der Sängerin in zart-sinniger, überraschend verständnißvoller und lobenswerth diskreter Weise.

Jetzt kehrte auch ein rasch intensiver werdender Schimmer von Licht ins Zimmer zurück. Zuerst zeigte sich phosphoreszirende Helle auf dem geisterhaft bleichen Antlitze des Mediums.

Das Medium saß starr — weit zurückgelehnt in seinem Lehn-sühle in einer Haltung wie eine Todte, aber da, wahrhaftig — es bewegte die Lippen — das Medium, Athanasia Cannabäus selbst war es, die da so entzückend schön sang.

Mächtig ward es ganz hell im Zimmer. Das Licht strömte aus von einer Ampel, die an der Decke mitten im Zimmer hing.

„Wissen Sie, wie die Lampe da an die Decke gekommen ist, Herr Doktor?“ flüsterte wieder der Raseur.

Keiner von uns wußte es. Aber völlig zuverlässig wußten wir alle beide, daß an der Stelle, wo die Ampel jetzt hing, vor Eintritt der Dunkelheit nichts gehangen hatte. Nicht einmal ein Haken, an dem solch' eine Lampe hätte aufgehängt werden können, war zu sehen gewesen.

Der Klopfsgeist hatte offenbar in den letzten zwanzig Minuten eine Thätigkeit entfaltet, wie sie in ihrem Umfange und ihrer Mannichfaltigkeit drei oder vier sehr eifrigen Menschenkindern alle Ehre gemacht haben würde.

Der Gesang des Mediums war während dieser äußerst wenig Zeit in Anspruch nehmenden Betrachtungen wieder leiser und langsamer geworden, mit ihm waren die Töne des begleitenden Instruments in ein immer zarteres Adagio übergegangen, bis sie völlig verhauchten. Von neuem trat eine Pauze ein.

Selt-sam bewegt saß ich dem Medium gegenüber. Dieses schöne, zarte, beim Gesange zauberisch bestrickende Geschöpf, das unter dem mattblauen Lichte der Ampelglocke einem in schwarze Tücher gehüllten Bildwerk aus Alabastrer glich, — war das Werkzeug, vielleicht oder wahrscheinlich die bewußte Helfers-helferin, frechen Betrugers!

Abstoßend und doch — so traurig. War sie mitschuldig, diese Athanasia, und wie konnte es anders sein? — dann war sie gewiß auch bemitleidenswerth!

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes seid mir gegrüßt, liebe Seelen!“ klang es plötzlich dumpf und hohl — eine richtige Gespensterstimme — durch das Zimmer.

„Na, fromm ist der Klopfsgeist wenigstens, Gott sei Dank,“ raunte Herr Mezig mir ins Ohr, der einigermaßen seine Con-tenance wiedergefunden hatte, seit es mit der Höllenmusik und der miternächtigen Finsterniß zu Ende war.

Die lieben Seelen beantworteten den Gruß nur durch Neigung der Häupter, wie man jetzt noch bei frommen Leuten in Kirchen sehen kann, wenn der Name des Heilands genannt wird.

„Ihr seid erschienen, gläubig den Offenbarungen unsrer höheren Welt zu lauschen,“ redete der Klopfsgeist weiter zu seiner athem-losen Zuhörerschaft. „Aber — —“ der Klopfsgeist hielt lange inne, als ob er sich besänne oder Umschau hielte — „es sind auch arge Ungläubige und Spötter unter euch.“

Eine Bewegung ging durch die Versammlung.

„Au weh, er stichelt auf uns, Herr Doktor,“ zischelte der Raseur, und er hatte jedenfalls recht, denn die Blicke der Mit-anwesenden haften alle-sammt auf uns beiden, die einen neu-gierig, die andern entrüstet oder gar feindselig und drohend.

„Die Wahrheit aber siegt über Unglauben und Spott,“ ließ

sich die Gespensterstimme wieder vernehmen, „also werden auch diejenigen unter euch, welche heute für Lug und Trug halten, was sie schauen und hören, über ein kleines gläubiger sein, denn jeglicher von euch, und hingehen in alle Lande und predigen vom neuen Reiche, das sich dem Menschengesichte erschlossen hat.“

„Nanu wird's aber gut, Herr Doktor. Wir zwei beide Spiritistenprediger! Sie der Magnetiseur und ich wahrscheinlich Ihr Medium; — au Donnerwetter, das kann schön werden —“

Herr Mezig hatte zwar sehr leise gebrummt, aber der Klopfsgeist mußte doch für nöthig halten, sich wieder etwas in Respekt zu setzen. Denn die letzten Worte meines Nachbarn schnitt ein fürchtbarer Donnererschlag ab, der die Frauen, mit Ausnahme des unbeweglich verharrenden Mediums, laut aufschreien und emporfahren machte. Gleichzeitig verdunkelte sich auf eine mir auch völlig unerklärliche Weise das Licht der Ampel für einen Augenblick und in demselben Moment flog etwas, wie es schien, schnurgrad von der Decke herunter, dicht an der Nase des ungläubigen Mezig vorbei auf den Fußboden.

Seine Wirkung verfehlte dieser Scherz des Klopfsgeistes nicht. Die andern schauten sehr befriedigt drein, Herr Lloys Mezig dafür umso verdutzt und ärgerlicher. Etwas zu sagen oder sich zu rühren, wagte er indeß vorläufig nicht. Vielmehr suchte er sich dadurch in die Gunst des Klopfsgeistes zu setzen, daß er sich zwang, möglichst unschuldig und harmlos dreinzuschauen.

„Du, liebe Seele,“ wandte sich jetzt die Geisterstimme direkt an einen der Anwesenden, der mir sogleich als der alte Herr, welcher vorhin das Gespräch mit der alten Jungfer geführt hatte, erkenntlich war, „hegeft den Wunsch, den seligen Geist deiner dahingeshiedenen Gattin wiederzusehen, nicht wahr, liebe Seele?“

„Es war mein innigster Wunsch,“ erwiderte der alte Mann mit leiser, zitternder Stimme.

„Du wirst sie schauen, wie auch du, liebe Seele, das Thierchen, welches deinem zarten Gemüthe theuer war.“

Die ältliche Jungfer stieß einen Seufzer des Entzückens aus. „Heute noch?“ brachte sie ganz leise und schüchtern hervor.

„Wenn uns die Ungläubigen und Spötter die seligen Geister, die da an den Verkehr mit euch in der Erdenwelt Zurückgebliebenen nicht gewöhnt sind, nicht verschrecken, dann — sicherlich, liebe Seele.“

Aha, dachte ich. Der Kafeur aber konnte eine schöne Bemerkung länger nicht zurückhalten, und da ein allgemeines Räuspern des Unwillens durch die versammelten Gläubigen ging, so glaubte er es ungestraft thun zu können.

„Daß die beiden Seligen, die alte Schachtel und der Mops, im Jenseits so schüchtern geworden sind, find' ich merkwürdig,“ sagte er. Aber er verstummte sofort, als sich das Räuspern legte, und schnitt zur Beruhigung des Klopfsgeistes ein wirklich anerkennenswerth dummes Gesicht.

Milchwein oder Rumys.

Während es vielen Leuten schon als Unmaßlichkeit angerechnet wird, wenn sie Neigung zeigen, gleich anderen „gut zu essen“, nämlich derartig zubereitete Speisen, daß auch der Geschmacksinn angenehme Befriedigung bei der Magenfüllung findet, sowie wenn sie eine gewisse Abwechslung der Gerichte begehren, die sich doch auch nachweislich als dem Körper zuträglich erweist, wird nun gar das „Trinken“, worunter ganz allgemein der Genuß gegohrner oder alkoholischer Getränke verstanden werden soll, ganzen Bevölkerungstheilen als ein aus Unverstand und Uebermuth oder gar aus Bosheit begangenes Vergehen angerechnet. Schon der Umstand, daß die Bereitung und der Genuß derartiger Getränke so allgemein verbreitet ist bei civilisirten und roheren Völkern aller Erdtheile, sollte wohl zu bedenken geben, ob nicht eine physische Nöthigung dieser angeblichen „Verirrung“ der menschlichen Natur zugrunde liegen könne? Troßdem hören wir, sobald unter gewissen Umständen und Zeitverhältnissen auf Straße und Markt die Beweise für den, ja unbedingt verwerflichen, übermäßigen Verbrauch von Alkohol zutage treten, von seiten jener Eiferer, unter Appell an den allgemeinen Widerwillen und Ekel vor der Trunksucht, eine Verschärfung nicht nur der bereits üblichen Maßregeln und Strafen gegen die Unmäßigen verlangen, sondern sogar die Anwendung des Prügels und allerhand Ausschank- und Konsumverbote. Daß sie damit nur im großen ganzen ein Scheingefecht gegen Symptome führen, wobei die eigentlichen Quellen der Neigung zum Trinken unverstopp bleiben, merken diese Leute nicht — oder könnte man vielleicht mit mehr Recht sagen: sie wollen das nicht merken!

Denn von „gebildeten Leuten“ kann man doch die Kenntniß der klassischen Schriften unserer Zeit verlangen! Und zu diesen gehört an hervorragender Stelle, nach Urtheil unseres Kultur- und Literaturhisto-

„Du bist heut zum erstenmale hier erschienen, mein Freund,“ redete die Gespensterstimme weiter.

Allgemeine Sensation ging durch die Versammlung.

„Mein Freund,“ sagt er, mein Freund, nicht, liebe Seele,“ murmelten sie. „Welchen von beiden mag er meinen?“

Der Kafeur schaute mich an, ich ihn — wir wußten es auch nicht. Der erstere sperrte schon den Mund auf zu einer Antwort, aber er traute sich doch nicht recht.

„Du bist so jung noch, mein Freund,“ fuhr die Stimme fort. „So jung und doch schon ein Meister der Wissenschaft, der menschlichen Wissenschaft —“

„So fürchtbar jung bin ich nu allerdings nicht,“ brumnte Herr Mezig, der im übrigen gern bereit gewesen wäre, die schöne Schmeichelei einzustechen.

„Dein Vater aber wußte und konnte noch mehr als du, mein Freund, von euren Wissenschaften, und er glaubte bis an seinen Hingang aus eurer Welt nicht an ein Jenseits und ein Wiedersehen nach dem Tode, — weißt du das, mein Freund?“

„So that er gleich mir,“ antwortete ich der direkten Frage laut und fest.

Wieder ging eine Bewegung — eine Bewegung des Entsetzens durch die Reihe der Anwesenden.

„Er verschreckt uns die Seligen, was will er hier, hinaus mit ihm!“ umzischelte und umraunte es mich.

Die Gespensterstimme aber fuhr unbeirrt fort:

„Du thust recht, mein Freund, daß du sprichst, wie ich es in deiner Seele geschrieben sehe. Weißt du aber auch, daß dein verklärter Vater an meiner Seite weiß, er, der da jezo weiß, was er dereinsten nicht geglaubt — weißt du,“ — die Stimme erklang jetzt lauter und tiefer als vorher, und wie Prophetenton schallte es über die Versammlung — „daß dein Vater dich wiedersehen will, daß du ihn schauen wirst, gleich als ob er noch unter euch Menschen wandelte? Daß er dir sagen läßt durch mich, er wolle noch einmal mit dir thun, wie in der Mitternachtstunde des 30. Decembers anno domini 1853 er gethan hat?“

„Wenn der, welcher da spricht,“ erwiderte ich laut und fest, wie zuvor, „meine Gedanken wirklich kennt, so muß er auch wissen, daß ich gekommen bin, ernst und mit allen Mitteln der Wissenschaft zu prüfen, was sich hier begibt, wenn es mir nicht verwehrt wird, und nicht blindlings für wahr zu nehmen, was hier gesprochen wird —“

„Du thust unsrer heiligen Sache einen großen Dienst, mein Freund,“ schallte es zurück. „Du — bist kein Spötter. Du sollst die Finger legen — wie der ungläubige Thomas sie legen durste in die Nägelmale des Herrn, — in die Hände deines Vaters und seinen Mund fühlen auf deinem. Nun — über ein kleines wirst du der besten einer sein von den unsern. Segen über dich.“ —

(Fortsetzung folgt.)

riker's Scherr, das „Chemische Briefe“ betitelt Werk des hinlänglich berühmten Verfassers. Nun lesen wir aber im 32. Briefe über das Trinken Folgendes:

„Man hat die Verarmung und das Elend in vielen Gegenden dem überhand nehmenden Genuß von Branntwein zugeschrieben; dies ist ein Irrthum.

„Der Branntweingenuß ist nicht die Ursache, sondern eine Folge von der Noth. Es ist eine Ausnahme von der Regel, wenn ein gut genährter Mann zum Branntweintrinker wird. Wenn hingegen der Arbeiter durch seine Arbeit weniger verdient, als er zur Erwerbung der ihm notwendigen Speise bedarf, durch welche seine Arbeitskraft völlig wieder hergestellt wird, so zwingt ihn eine starre, unerbittliche Naturnothwendigkeit seine Zuflucht zum Branntwein zu nehmen; er soll arbeiten, aber es fehlt ihm wegen der unzureichenden Nahrung täglich ein gewisses Quantum von seiner Arbeitskraft. Der Branntwein, durch seine Wirkung auf die Nerven, gestattet ihm die fehlende Kraft auf Kosten seines Körpers zu ergänzen, diejenige Menge heute zu verwenden, welche naturgemäß erst den Tag darauf zur Verwendung hätte kommen dürfen; er ist ein Wechsel, ausgestellt auf die Gesundheit, welcher immer prolongirt werden muß, weil er aus Mangel an Mitteln nicht eingelöst werden kann; der Arbeiter verzehret das Kapital anstatt der Zinsen, daher denn der unvermeidliche Bankerott seines Körpers.“

Hier zeigt sich allerdings eine Auffassung aus erweiterterem Gesichtspunkt, der weder dem beschränkten gesellschaftlichen Vorurtheil, noch dem Bedürfnis, über die allgemeine menschliche Verderbtheit zu zernenden, entspricht. — Und so wird man es hoffentlich auch uns nicht als böshafte Absicht auslegen, wenn wir hier eines in unsern Gegenden sich neuerdings mehr einführenden alkoholischen Getränks und seiner Bereitungsweise Erwähnung thun. Es ist dieses der aus Milch bereitete

moussirende Wein oder Kumys. Dieses Getränk wird bekanntlich schon längst bei den Tataren und verschiedenen nordasiatischen, nomadischen Völkern, denen Stärkemehl- oder zuckerhaltige Früchte zur Branntweinbereitung nur in geringem Maße zur Verfügung stehen, aus Stutenmilch bereitet. Bei uns führt es sich, wie im Mittelalter der Alkohol, zunächst als Heilmittel ein. In Anstalten zur Heilung Lungenkranker wird Kumys verabreicht und neuerdings wird derselbe fabrikmäßig bereitet und mit Gebrauchsanweisung für 1.50 Mark pro Flacon in den Zeitungen ausgeben. Aus letzterer Veranlassung, und da die Bereitung des Getränks so einfach ist, daß sie in jedem Haushalt ausgeführt werden kann, geben wir hier eine genaue Vorschrift dafür nach F. Willens.

Gute, frische Kuhmilch, unabgekocht und ohne Wasserzusatz, wird in gereinigte, starke Flaschen (am besten Champagnerflaschen) gefüllt, nachdem ihr pro Liter 3 Neulith feingestohener Zucker zugefügt wurde und derselbe sich gelöst hatte. Von Pflanzhese, die aber frisch, nicht sauer sein muß, und die durch Ueberstreuen mit weichem Zucker ausgeweicht wurde, setzt man dann jeder Flasche ein Stückchen an Größe wie zwei Erbsen hinzu. Man verfortet nun die Flaschen aufs Beste mit den schon vorher eingepakten, sehr gut schließenden Korken, zwischen welchen und der Oberfläche der Milch eine reichlich zollhohe Luftschicht frei sein muß; der Kork wird mit starkem Bindfaden durch doppelten Champagnerknoten festgebunden. Hat man nur Bierhese zur Verfügung, so wird davon jeder Flasche ein Theelöffel voll zugefügt. Der Inhalt der Flaschen wird öfters tüchtig umgeschüttelt. Während der ersten zwei Tage läßt man sie am besten im Zimmer stehen, im Winter in einem geheizten; dann werden sie noch drei Tage in den Keller gestellt, anfänglich auch noch umgeschüttelt. Nach fünf Tagen ist der Milchwein trinkbar und bleibt es bis etwa zum zwanzigsten Tage, wonach dann leicht unerwünschte Veränderungen eintreten. Will man also den Kumys zur Kur immer gut und frisch haben, so bereitet man anfänglich sechs Flaschen und setzt für jede täglich ausgetrunkene je eine frische nach Vorschrift an, um die Zahl immer komplet zu haben.

Dieser Kumys moussiert ziemlich stark, worauf beim Eingießen in ein Glas zu achten ist, hat einen geistigen, säuerlich-süßen Geschmack, einen nicht grade unangenehmen Geruch, das Kumysbouquet, und steigt beim Trinken in die Nase, wie Schaumwein.

Derjenige Stoff, welcher die Milch zu einer gährungsfähigen Flüssigkeit macht, ist der Milchzucker, eine in seiner elementaren Zusammensetzung mit den andern Zuckerarten übereinstimmende, bis jetzt ausschließlich im Tierreich vorgefundene Zuckerart, welche den Mollen den schwach süßlichen Geschmack verleiht. Nach Hefezusatz erleidet der Milchzucker Umwandlung in Laktose, welche in wenig geistiger Gährung Alkohol und Kohlenäure liefert; durch faulende Stoffe aber, namentlich durch sich zerlegendes Kasein erfährt der Milchzucker die Milch- und Buttergäuregährung. Aus letzterem Grunde müssen bei fortgesetzter Benutzung geleerter Kumysflaschen diese vom Rückstand mit peinlicher Sorgfalt gereinigt werden.

Da, wie erwähnt, in jüngerer Zeit in den Zeitungen im Refamestil „Liebig's Kumys“ als Heilmittel gegen eine ganze Reihe chronischer, besonders auch Hals- und Lungenleiden empfohlen und in Quantitäten von sechs Flacon angeboten wird, so ist nach allen Erfahrungen sehr wahrscheinlich, daß viele Hülfbedürftige auch nach diesem Mittel mit Eifer langen und den Preis unbesehen darauf geben werden. Eine Berechnung nach obigem Rezept zeigt nun aber, daß selbst bei höchsten Milchpreisen einer Großstadt sich jeder das Getränk für höchstens 50 Pfg. pro richtigen Liter (nicht Flacon!), in kleinen Städten und auf dem Lande aber ganz leicht für 20 Pfg. herstellen kann. Der Name „Liebig“ trägt natürlich zur Heilwirkung nichts bei, hat auch mit dem des berühmten Chemikers nichts zu thun, der dies Getränk weder erfunden noch empfohlen hat; die ganz entbehrliche, oder höchstens einmal nöthige Gebrauchsanweisung aber wäre doch mit 10 bis 13 Groschen für jedes Flacon entschieden zu hoch bezahlt! R. L.

Karl Vebricht Zimmermann. (Porträt Seite 44.) Unser Bild stellt den hervorragenden Epigonen der Romantik, Karl Vebricht Zimmermann (1796—1840), dar, der auch als Mensch in unserer Achtung eine hervorragende Stelle einnimmt, weil er in den Zeiten der französischen Unterjochung und der „Freiheitskriege“ weder der Macht noch der Menge schmeicheln mochte. Die seltsame Disharmonie der Seele, welche ihn an der vollen Entwicklung seines großen Talents gehindert, verdankt er seinem väterlichen Erzieher, einem s. isten, ja selbst harten Mann. Von diesem Standpunkte müssen wir auch sein „Reisejournal“ und seine „Memorabilien“ betrachten, worin er seine gallige Verstimmung an der Zeit und den Zeitgenossen ausgelassen hat. Daß Zimmermann trotz seiner Produktivität über den romantischen Zauberkreis nie hinauskam, hat die damalige politische Atmosphäre verschuldet, in deren dinstiger Schwüle sich nur Schriftsteller wie Koberne und Raupach wohl fühlen konnten. Seine dramatischen Erstlinge, die Tragödien „Ronceval“, „Edwin“, „Cardenio und Celinde“, sowie die Komödien „Das Auge der Liebe“ und „Prinz von Syrakus“ sind Nachahmungen Shakespears, Gryphins, Apels und anderer. Erst im „Trauerspiel in Thyrol“ steht Zimmermann auf eigenen Füßen. Leider ist der Stoff verfehlt. So hochherzig der Aufstand der Tyroler war, so großen Muth sie in den schwierigsten Lagen entwickelten, so fehlte ihnen doch das Bewußtsein eines freien, selbständigen Volkes, welches für seine Freiheit Gut und

Blut aufzuopfern bereit ist. Die Kämpfer waren Fanatiker und ihre Führer, der tüchtige Hoser nicht ausgenommen, von der wiener Camarilla geleitete Marionetten. Das historische Drama „Kaiser Friedrich“, die Trilogie „Alexis“ und die für das Theater bearbeitete Mythe „Merlin“ bezeichnen den Höhepunkt seiner Schöpfungsthat. Trotz des romantischen Nebels, in welchem die Umrisse des Reinen menschlichen unendlich verschwimmen, zählt Johannes Scherr das Vorspiel zu „Merlin“ zu dem Großartigsten, was je gedacht und gedichtet worden, während Heinrich Kurz in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ Zimmermanns Erzählergabe über seine dramatische Gestaltungskraft stellt. „Münchhausen“ ist eine „Geschichte in Arabesken“, in welcher er die Falschheit und Heuchelei der modernen Bildung bei den höheren Klassen im Gegensatz zu dem kräftigen, treuen Wesen des noch an der alten Biederkeit hängenden Bauernstandes darstellt. Der Dichter, welcher das westphälische Volksleben aus eigener Anschauung gekannt und ohne romantische Brille beobachtet hat, persistirt in der Titelfigur des Romans „Münchhausen“ das verkommene Junkerthum, das sich durch „Geschäftemachen“ aus der Verfunkenheit retten will. Im Hoffschulzen und seiner Umgebung ist das kräftige, an Zukunft reiche Volksleben geschildert. Leider ist sein zweiter Roman „Die Epigonen“ nur eine schwache Nachbildung von Goethes „Wilhelm Meister“, worin nur die geistreichen, aber den Aufbau des Romans verunstaltenden Bemerkungen über den Kampf der alten und neuen Zeit während der Jahre vor der pariser Julirevolution unbedingtes Lob verdienen. Zimmermanns Sonette, Elegien, Balladen und Kenien (gegen Platen gerichtet) beurkunden gleich seinen Dramen und Romanen poetisches Talent, lassen aber zuweilen das Streben durchblicken, dem an sich Unbedeutenden durch einen gewissen, dem Olympier Goethe abgelauschten Ton Bedeutung zu geben. Der Inhalt des Heldengedichtes „Lulifantän“, worin der Satiriker Zimmermann seinen Gegenspieler und Todfeind, den Dichter Platen, als Däumling hinstellt, entzieht sich der öffentlichen Beurtheilung, weil es nur persönliche Beziehungen behandelt. Der Romanzenzyklus „Tristan und Isolde“, nach Gottfried von Straßburg, ist leider unvollendet geblieben. Das Gedicht ist voll lebenswarmer Phantasie und zeichnet sich insbesondere durch die herrlichsten Schilderungen aus, in denen Zimmermann eine seltene Fülle von Beobachtungen und unübertreffliche Anschaulichkeit entfaltet. Wir wollen nicht in der Art verzoepster Kritiker mit ihm darüber rechten, ob die epische Bewegung des Originals durch seine Zuthaten beschränkt oder verlangsamt wurde, können aber konstatiren, daß Gottfried von Straßburg mit der Neubelebung durch Zimmermann zufrieden sein kann. Wenn wir Zimmermanns schon eingangs erwähnten polemischen Tagebücher „Reisejournal“ und „Memorabilien“ anführen, so haben wir seine literarische Thätigkeit erschöpft und bleibt uns nach diesen Proben seines Bildungsganges nur noch die Schilderung seines Lebenslaufes übrig. Wie bei andern die Heiterkeit des Lebens, so lockte bei ihm das Herbe desselben sein angeborenes Dichtertalent schon im 12. Jahre und zwar in der Gestalt eines Geburtstagsgedichtes hervor, im 16. Jahre schrieb er ein Drama „Prometheus“ und eine poetische Verherrlichung auf den Tod des unglücklichen Heinrich von Kleist. Nach Abolvierung des Gymnasiums seiner Vaterstadt Magdeburg bezog er die Universität Halle, um nach seines Vaters Willen die Rechte zu studiren, und zog zwei Jahre später in den Krieg. Nach dem Frieden kehrte er zu seinen Büchern nach Halle zurück. Hier gerieth er in einen Konflikt mit den Trägern der damals herrschenden Deutschthümerei, als dessen Folge die Verbrennung seiner Schrift „Ueber die Streitigkeiten der Studierenden in Halle“ bei dem Wartburgsfest anzusehen ist. Nach vollendeten Studien zog er in die Treitmühle der Beamtenkarriere. Nachdem er der Jünger der gestrigen Frau Themis bis zum Landgerichtsrath gebracht hatte, wurde er ihr plötzlich untreu und schwur zu Thalia's Fahne, d. h. in Prosa ausgebrüht, er wurde Theaterdirektor und befandete als solcher ein Erziehungstalent wie unser Zeitgenosse Dr. Heinrich Laube. Ueberhaupt bietet die Leistungsfähigkeit dieser beiden herben, aber kernigen Männer manche Berührungspunkte. Zimmermanns tüchtige Leitung erhob Düsseldorf's Bühne trotz der geringen Mittel, die ihm zu Gebote standen, zu einer Musteranstalt. Nach einer zweijährigen, dornenvollen Theaterlaufbahn kehrte er zu Frau Themis zurück, um zwei Jahre später auch den Staatsdienst zu verlassen, und ganz der Poesie zu leben, leider nicht lange genug, um sein letztes und bestes Werk „Tristan und Isolde“ durch Uebersetzung zu dem befriedigendsten Produkte der episch-romantischen Dichtung zu gestalten. Gerade in der letzten Periode seines Lebens regte sich der Geist des streitlustigen Sängers frei und gesund. In vollster Thätigkeit raffte ihn am 25. August 1840 ein plötzlicher Schlagfluß hinweg. Nur der Tod hat die Reife seines Talentes gehindert. Wäre ihm ein längeres Leben gegönnt gewesen, so hätte er unzweifelhaft nicht nur im Epos, sondern auch im Drama jene Eigenthümlichkeit befunden, die wir bei seinen Nachbildungen von Shakespeare, Goethe und Calderon vermiffen, wir meinen die Selbständigkeit des künstlerischen Schaffens, ein charakteristisches Gepräge, das nur ein Original aufweisen kann. Dr. M. T.

Erzöismns. (Illustr. Seite 45.) Das Christenthum hat die Vielgötterei nicht abzuschaffen vermocht. Wenn man die Poltergeister oder vierdimensionalen Wesen, wie man sie getauft, um den Dingen einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben, und jeden Teufelspud in Betracht zieht, so könnte es fast scheinen, als seien die Götter oder Götterpfeifer, an die der eine glaubt, die der andere verachtet oder fürchtet, zahlreicher

als jemals. Die Phantasie hat den Menschen doch nie im Stich gelassen und sie hat namentlich da, wo sie nicht durch die Vernunft gereinigt in ihrer ursprünglichen Naivetät nach Belieben schaltete, sich wunderbar schöpferisch erwiesen, wenn auch ihre Leistungen in qualitativer Hinsicht vor den Augen des wirklichen Kulturmenschen wenig Gnade gefunden. „Wie der Mensch, so sein Gott, drum ward Gott so oft zu „Spott“. Mit diesem schönen Spruch hat Goethe das Wesen des landesüblichen Götterglaubens trefflich gekennzeichnet. Und wenn das Christentum das „Wir glauben an einen Gott“ vorschreibt, so dürfen wir nicht vergessen, daß das „Wir“ von tausenden und millionen ausgesprochen wird, von denen jeder einzelne seinen eigenen, seinem Vorstellungsvermögen entsprechenden Begriff von dem Wesen hat, welches ihn von dem Uebel erlösen und ihn zu dem so sehnlich ersehnten Reich des Friedens verhelfen soll. Da jedoch dieses Wesen von den Teufeleien, die im Menschen stecken, befreit sein muß, wenn ihm nicht anders seine erhabene Mission mißlingen soll, so ist erklärlich, wenn zugleich mit dem Repräsentanten der absoluten Vollkommenheit dessen Extrem, die „Spottgeburt von Dreck und Feuer“, entsteht, als warnendes Exempel und strafende Macht für die gestrauchelten Menschenkinder. Daß der Teufel mit seinen Trabanten bisher „in dieser Welt“ viel bessere Geschäfte machte, als alle guten Geister, mag wohl seinen Grund darin haben, daß seine Herrschaft die angenehmere war. Ehrliche Mühe hat man sich gegeben, um sie ihm streitig zu machen, oft ist es auch gelungen, aber noch öfter sind die eifrigen Streiter selbst erlegen und in der Praxis seine gewiegtesten Anhänger geworden. Bibelsprüche und Psalmen sind in den wenigsten Fällen die geeigneten Mittel, um den Teufel zu erschrecken, und wenn er sich auch hie und da den Anschein der Furcht gibt, so thut er es doch nur, um sich zu verstecken oder selbst psalmierend unter der Maske scheinheiliger Frömmigkeit sein Wesen um so toller zu treiben. Unser Bild zeigt uns eine Teufelbeschwörung und Austreibungs Szene, die man technisch Exorzismus nennt. Wahrlich, die vom Satanas Besessene, ein Mädchen im blühendsten Alter, macht ganz den Eindruck, als hätte sie den Teufel im Leibe. Ihre, zu ihren Häupten stehende, das Weihrauchgefäß haltende üppige Schwester scheint das zu wissen und uns will bedürfen, als hätte der Künstler durch die graziose Stellung und den Gesichtsausdruck auch das Warum angedeutet. Ob der Böse durch den Weihrauchbucht sich verlocken, durch die frommen Sprüche des eifrigen Vaters erschrecken lassen wird, um seine schöne Wohnung zu verlassen, wer weiß es? — Der sichtlich fromme Eifer der dabei Tätigen sowie die Verblüfftheit der an der Eingangstür stehenden bornirten Domestiken thut zwar sein mögliches, aber ob dieser Umstand nicht schuld sein dürfte, wenn alle Bemühungen erfolglos sein sollten? — Der Exorzismus war schon früh bei Orientvölkern und Juden, siehe das Neue Testament, im Brauch und wurde auch mit in das Christentum mit den Teufeln herübergenommen. Bei der Taufe der Neubekehrten wurde er angewandt, weil man den, bei den Heiden üblichen Götzendienst als Teufelswerk ansah und man durch die Beschwörung den Täufling von allem Heidnischen zu entlasten zu können glaubte. Jeder heidnische Täufling wurde demnach als ein vom Teufel besessener betrachtet. Im 4. Jahrhundert wird der Exorzismus auch bei der Kindertaufung eingeführt, und zwar so, daß zuerst der taufende Priester oder der ihm beigegebene Exorzist den unsauberen Geist anschaute, um nach diesem dem Täufling den heiligen Geist symbolisch einzuhängen. Mit der kirchlichen Sanction der Erbsünde im 5. Jahrhundert erst wird der Exorzismus allgemein eingeführt. Man gebrauchte die Formel: „Fahre aus du unreiner Geist und gib Raum dem heiligen Geist“, oder auch: „Ich beschwöre dich bei dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, daß du ausfahrest und weidest von diesem Diener Jesu Christi!“ Die Nestorianer, eine christliche Sekte, welche sich in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts begründete und namentlich seit 489 in Persien und Indien als die chaldäischen oder Thomaszisten bekannt und verbreitet, hatten die Teufelsbeschwörungen nicht aufgenommen, ebensowenig die schweizerischen Reformatoren, Zwingli und Calvin, dagegen aber die Lutheraner. Luther selbst soll sie zwar nicht für unbedingt nötig gehalten haben, aber sein Glaube an den Teufel und Dämonen dürfte doch wesentlich dazu beigetragen haben, daß seine Anhänger diesen Gebrauch beibehalten haben. Als ihn im Jahre 1558 die preussische Kirchenordnung wegläßt, protestiren sogar die Landstände gegen diesen vernünftigen Schritt der Kirchenbehörden. Das 18. Jahrhundert mit seinen gewaltigen Kämpfen gegen den blinden Glauben und der Unwissenheit beseitigt ihn endlich ganz aus dem Ritual der protestantischen Konfession, aber 1822 brachte ihn die berliner „Hof- und Domagende“ wieder in Vorschlag, nachdem die Taufhandlung mit den Worten: „Der Geist des Unreinen gebe Raum dem heiligen Geiste“ nebst den Zeichen des Kreuzes an Stirn und Brust des zu Taufenden und der sich an diesem richtenden Frage: „Entsagst du dem Bösen und seinem Wesen?“ begleitet

werden soll. Auch in Hannover machte man ähnliche Versuche. Als aber sich die Taufzeugen weigerten, auf die Fragen zu antworten, wird dem Geistlichen die Beglaffung der Ceremonie gestattet, ihnen aber empfohlen in der Taufrede derselben „in angemessener Weise“ Ausdruck zu geben. Im 1. Jahrhundert wurde bei den Christen der Exorzismus von den Bischöfen oder Presbytern (Kirchenälteste) ausgeübt, später nahm man dazu Glieder der niederen Geistlichkeit, die eigens dazu vom Bischof geweiht, und mit einem Buch, welches die Beschwörungsformeln enthielt, versehen wurden. Fasten und Beten seitens des Beschwörers und der Besessenen galten als Vorbereitungen. Bei dem Akt selbst kniet der letztere bedeckten Hauptes mit dem Kreuz in der Hand in der Kirchentür, der Exorzist spricht seine Beschwörungsformeln, Gebete und Psalmen, schlägt die Zeichen des Kreuzes, legt die rechte Hand auf das Haupt des Besessenen und beschwört den bösen Geist im Namen Jesu auszufahren. So war's allgemeiner Brauch. Unsere Illustration zeigt zwar eine Ausnahme, doch auf die wird es ebensowenig ankommen wie auf die, nach welcher sich in früherer Zeit bereits Privatpersonen die Fähigkeit des Teufelaustreibens zutrauten und das wenig dankbare Geschäft übten. Denn wenig dankbar mag es sein, eingewurzelte Bosheiten, Schlechtigkeiten mit leerem Ceremonienkram auszutreiben. Denn „s ist ein Geß der Teufel und Gespenster: Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.“ „Hineingeschlüpft“ sind sie aber mit der mangelnden oder falschen Erziehung, die finstre Unwissenheit ist ihr Element. Darum mehr Licht in die Köpfe, dann werden auch die Dämonen bald die Luft verlieren, den Exorzisten noch Arbeit zu machen. Aufklärung heißt die einzig wirksame Zauberformel, und Hebung des Menschen in geistiger Beziehung ist der einzig wahre von Erfolg gegen die Spuitgeister begleitete Exorzismus!

Wissenschaftlicher Rathgeber.

Halle. R. H. für Formerei und Eisgießerei ist zu empfehlen: „Wissenschaftlich-technisches Handbuch des gesamten Eisgießereibetriebes. Von E. H. Dürr. Leipzig, Arthur Felix“, das in Bezeichnung des Stoffs und guter Darstellung Formerei, Gießerei, Bearbeitung des Gusses, Emailiren etc. behandelt. Eine umfassende Kenntnis der gesamten Eisgießerkunde ist zu erlangen aus: „Bruno Kert, Grundriß der Eisgießerkunde. Leipzig, Arthur Felix“, oder dem auch ausführlicher (und theureren) „Handbuch der Eisgießerkunde von Percy, bearbeitet von H. Wobeling.“ Ferner enthält „A. Leeburg, Berg- und hüttenmännische Zeitung“ vieles in diesem Fach Wichtige (s. B. über „dichten Guss“, Jahrg. 1874).

Stadrum. G. F. hat seine Bette verloren. Gute Wärmeleiter sind nur die Metalle, und zwar die edlen die besten, z. B. Gold sänftmal besser als Blei. Dagegen sind Erde, Luft, Wolle, Glas, Haare, Asche, Kohle, Holz, Schnee, Stroh etc. schlechte Wärmeleiter. Sollte G. F. vielleicht die Diathermanität oder Fähigkeit, strahlende Wärme (ohne eigene Erwärmung) durchzulassen, im Sinne gehabt haben? Glas ist mittelmäßig diathermant; diese Eigenschaft hängt mit seiner Durchsichtigkeit nicht zusammen, auch fast unurchsichtig schwarzes Glas ist ebenio diathermant.

Burghäut. Engelmann — will wissen, wozu Kalkbaumlast gut ist. Es ist uns nicht bekannt, daß man zu technischer Verwendung den Kalkbäumen Saft abgasse. Jedoch wird Kalkbälgenextrakt bereitet, der außer zum Haarfärben technische Verwertung findet zur Imprägnation von Kalkbaumholz. Das kann nach folgendem Rezept geschehen. Auf das gehörig trockne und erwärmte zu beizende Holz wird eine unter Erwärmung bis zum Kochen und Umrühren bereitete Beize aus 1 Pfd. Kalkbälgenextrakt und 6 Pfd. Wasser ein- bis zweimal aufgetragen. Nachdem das Holz halbtrocken geworden, wird es noch mit Auflösung von 1 Pfd. rothem chromsauren Kali in 5 Pfd. kochendem Wasser überstrichen. Nach völligem Trocknen kann es wie gewöhnlich geschliffen und polirt werden, denn die Farbe ist 1—2 Linien tief eingedrungen. Besonders auf Rothbuchen- und Erlenholz läßt sich amerikanisches Kalkbaumholz auf diese Weise täuschend imitiren.

Leinwand-Plagwiz. R. M. E. R. und S. D. a) Zu zahlreicheren Experimenten brauchbare Elektricitätsmaschinen lassen sich zwar größer und kleiner konstruiren, aber die Konstruktion derselben läßt sich nicht vereinfachen, da alle Theile nötig sind, noch ist sie überhaupt einfach genug, um jemanden ohne genaue Abbildungen Anleitung zur Herstellung geben zu können. Theile von Holz, Glas, Metall, Seidenstoff können in Betracht und müssen sehr exakt gearbeitet und zusammengefügt werden. Zu einigen einfachen Versuchen kann der Elektrophor dienen. Er besteht aus einem dünnen Holzstück, der in einen Keller von Eisenblech oder einem solchen von Holz mit Stanniol überzogen, gegossen ist, und aus einem metallnen Deckel von etwas kleinerem Durchmesser. Der Deckel hängt an seidenen Schürmen zum Aufheben desselben, ohne ihn mit der Hand direkt zu berühren. Wenn man den Rücken mit einem fränschschwanz peicht, wird er negativ elektrisch. Legt man dann den Deckel darauf und berührt denselben, so gibt er nach dem Aufheben einen positiv elektrischen Funken. Die Masse zu dem Rücken besteht aus 8—10 Theilen Schellack und 1 Theil venetianischem Terpentin, oder noch besser aus 5 Th. Schellack, 5 Th. Mastix, 2 Th. venetianischem Terpentin und 1 Th. Marineleim. — b) Eine Voltatische Säule wird in folgender Weise hergestellt: Man löthet Platten von Zink und Kupfer von 1—4 Zoll Durchmesser aneinander. Derselben werden dann zwischen zwei Glasäulen, die in der Weite ihres Durchmessers von einander abstecken, so aufeinander geschichtet, daß zwischen je zwei solcher Plattenpaare eine Filz- oder Luchseibe von etwas kleinerem Durchmesser zu legen kommt, die in einer Auflösung von Kochsalz in Essig oder von Salmiak in Wasser eingeweicht worden ist. Die gleichnamigen Metalle, z. B. sämtliche Zinkseiben, müssen nach unten oder oben liegen. An die erste Zink- und letzte Kupferplatte sind Drähte mit Klemmclrauben angeklübt. Die Glasäulen stehen oben und unten in Holzplatten. Um eine stärkere Wirkung zu erzielen, legt man 40—50 Plattenpaare aufeinander, will man aber mehr benutzen, so baut man lieber zwei Säulen in umgekehrter Ordnung auf, da sonst die Flüssigkeit aus den Plattenplatten ausgepreßt wird. Wird zwischen die Zink- und Kupferleimclrauben ein Draht eingeschaltet, so entsteht ein elektrischer Strom. — c) Brot, Kartoffeln und Fett (selbstverständlich ist die genügende Menge Wasser daneben zu genießen) enthalten allerdings die zum Leben nötigen Stoffe; ob aber bei täglichem Genuß derselben ohne Abwechslung das körperliche Wohlbefinden erhalten bleibt, ist zu bezweifeln; ob ein im Wachen begriffener Mensch sich bei dieser Ernährung vollkommen ausbildet und ein arbeitender seine Körperkräfte auf gleicher Stufe erhalten kann, wird einmal vom Gesamtgewicht der Nahrung und von dem Verhältnis dieser einzelnen Lebensmittel unter einander abhängen.

Inhalt. Die Schwestern, Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Wasserversorgung und Wasserreinigung, von Rothberg-Lindener (Fortsetzung). — Die deutschen Landsknechte. Kulturhistorische Skizze von M. Wittich (Schluß). — Mein Freund, der Klopsgeist. Eine Spiritisten-Geschichte aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, von S. E. (IV.) — Milchwein oder Kumys. — Karl Lebrecht Zimmermann (mit Porträt). — Exorzismus (mit Illustration). — Wissenschaftlicher Rathgeber.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig. Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.